Ex Libris P. Adalberti

Finck

Mettensis.

1791.

Theol. m.

352

Bf. M. Drucksch. pp. 041.

Etwas

Zum

Vergnügen und Unterricht

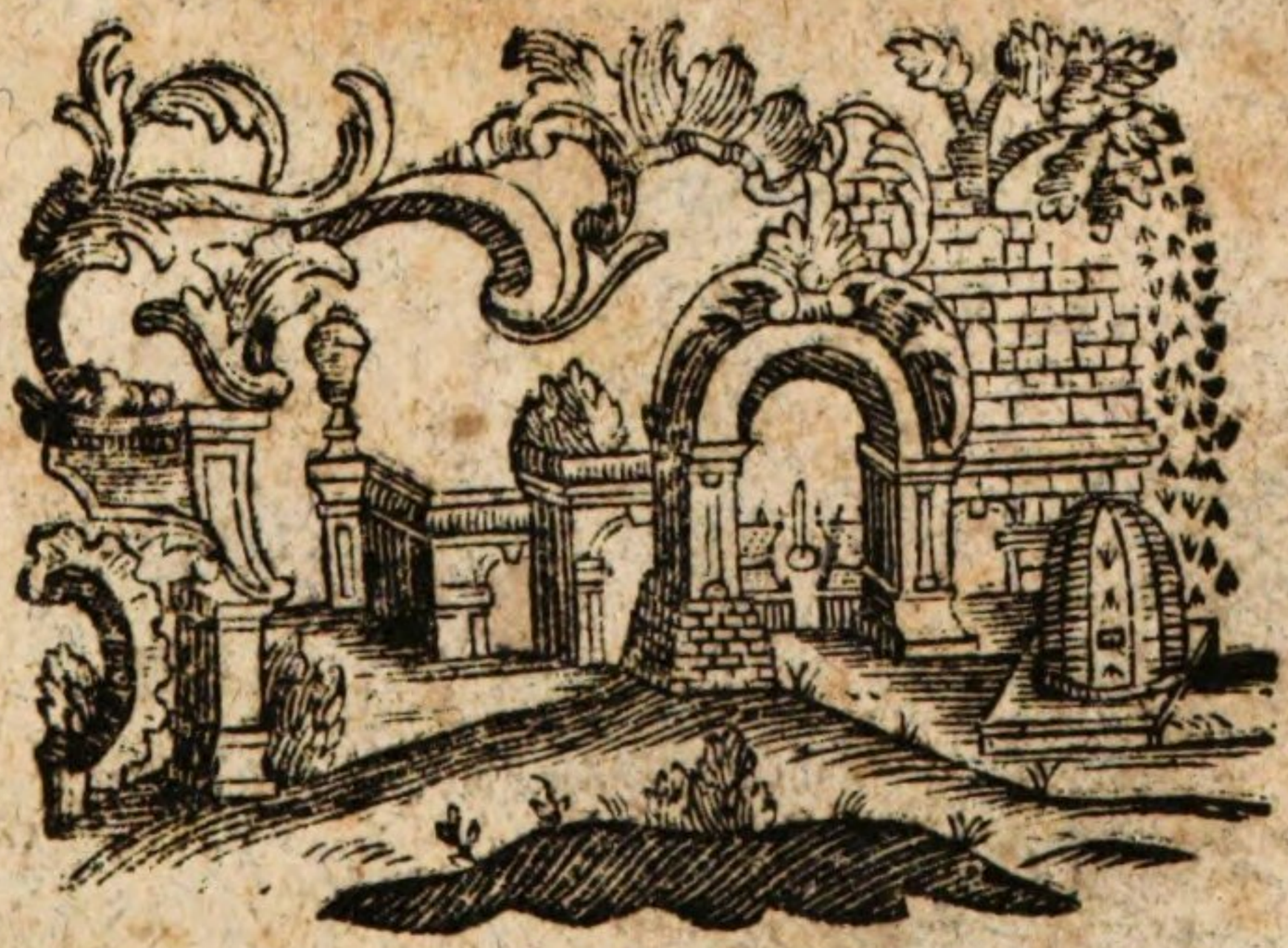
der

studirend- und sittenliebenden

Jugend.

Et leviora ſuum - - Pondus habent.

Myaphil de Criſi.



Straßburg 1768

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Innhalt.

Von Verbesserung der Welt. Pag. 11
Von Verfolgung der Aerzte im türkischen Reich. 12
Von Epaminonda, dem berühmten Feldherrn. 13
Vom Lycurgo, dem Gesetzgeber zu Athen. 14
Von Nero und einem armen Weibe. 16
Von einem Arzt, der vor eine glückliche, und eine unglückliche Cur an einer Frau ungleich belohnet worden ist. 17
Von einem Rechtsgelehrten. 18
Von einem klugen Richter in Persien. 21
Von der Zahl der Projectanten in Rom. 24
Vom Papst Pius dem Fünften. 25
Von einem Streit zwischen einem Romaner und einem Venetianer. 26

Poetischer Gedanken. 29
Eine Wette zwischen zween Engelländern. 30
Von einem zu Gast geladenen Poeten. 33
Von zween Landmännern, welche zur Winterszeit im Wald Holz suchten. 34
Bescheidene Antwort einer Frau. 35
Zum Vergnügen dieses Geschlechts. 1b.
Von dem Recht einiger Curaten. 36
Von einem unausgemachten Rechtshandel. 37
Von einer durch Verrätherey eingenommenen Festung. 39
Von einem gemeinen Landarzt. 40
Von einem Spanier, der mit seiner Sprache in Wälschland nicht fortkommen konnte. 43
Von einem Heiligen, der alle Jahr, nach gemeiner Rede, in Arrest gesetzt wird. 44

Von

Von einem Abt, und dessen Wahl in Bestellung eines Kellermeisters. 45
Gespräch zwischen dem Papst = = und einem Religiosen des Zoccolanten-Ordens. 46
Von zween Edelleuten, welche die Welt, jeder besonders durchreiseten. 48
Von einem reichen Edelmann in Neapel. 1b.
Von zween Rechnungsführern. 49
Von itziger Art der Spiegel. 50
Von einem Mann eines geringen Herkommens, dessen Erheb- und Wiederabsetzung. 51
Oveni Gedanken von der Gottheit. 53
Eine Fabel vom Wolf und dem Lamm. 55
Eine andere vom Hasen und Igel. 56
Von der Straf eines ungerechten Richters. 58
Streit zwischen einem Neapolitaner, und einem Mayländer über die Zahl ihrer Landesheiligen. 59
Zeichen der Liebe eines Vaters gegen seinen Sohn. 60

Von einem Philosoph in traurigen Umständen. 61
Von einem Gast, den Cicero für einen Philosophen hielte. 62
Von einem Fürsten, der die Städte Italiens sehen wollte. 63
Von einer Injurienklage zwischen zween Wälschen. 65
Von einem Insulaner, der von zween Barcarolen in die Kirche geführt wurde. 66
Vom Auf- und Abnahm der römischen Republik. 67
Von einem bewaffneten Bettler. 68
Von einem neapolitanischen Abt von geringen Mitteln. Ib.
Von einem Competenten zur Cardinalspurpur. 70
Von einem Wälschen, der das römische Reich sehen wollte. 71
Ein artiger Zufall zwischen zween Diebsbuben. 72
Von einem Juden, der sich für einen Propheten ausgab. 73
Von einem sorgfältigen Vater. 74

Von

Von einem Advocaten. 75
Betrachtungen eines Pilgers. 77
Von einem dummen, aber reichen Landmann. Ib.
Von einem berühmten Maler. 78
Von einem Mann, der mehr als eine Mücke im Kopf hatte. 80
Von drey reisenden Studenten. 81
Eine wälsche Erdichtung von einem blessirten deutschen Soldaten. 82
Eine Geschichte von alten Zeiten. 83
Von Gerichtsämtern. 84
Von einem berühmten Partheygänger. 85
Von zween lutherischen Schneiderjungen. 86
Von dem Teufel im Sack. Ib.
Von einem Brunn im Griechenland. 88
Von einem Mittagmahl, so nur in einer Speise bestund. Ib.
Von einer andern Speise, welche die Lombarder lieben. 89
Von einem einfältigen Weinhändler. 91

Von einem andern dummen, doch glücklichen Mann. 92
Von einem verwirten Edelmann. 93
Besuch der Narren. 94
Wirkung einer Ohrfeige. 95
Eine Fabel vom verwundeten Löwen. 97
Eine andere vom Wolf und Fuchs. 99
Von einem Insulaner Burgersmann. 101
Von einem Tyroler und einem Venetianer. 102
Von einem Kutscher, der ein Medicus werden wollte. 103
Von einem Wanderer, dem sein Reißgeld nicht klecken wollte. 105
Von fürchterlichen Geistern. 108
Eine Wette zwischen einem Studenten, der die Jägerey liebte, und einem verdächtigen Jäger. 109
Von der Furie eines Gasconiers. 112
Vom Nämlichen. 113
Von einem andern. 114

Von

Von einem Edelmann und einem Schneider. 115
Vom Eishandel einiger Landleute aus Tyrol. 116
Von zween ausländischen Philosophen. 117
Von einer heroischen That eines Sohns gegen seinen Vater. 118
Von einem Gelübd einer alten Landmutter. 119
Vom Bärenfang im hohen Gebirge. 122
Von einem Marktpfarrer. 123
Vom Zobelfang auf dem Eißmeer. 124
Von einem alten Greiß, der seinen neunzigsten Geburtstag feyerte. 125
Eine seltsame Begegniß mit einem Liebhaber der Jägerey. 126
Ein anderer noch seltsamerer Zufall. 127
Von einer neuen Barbierart. 128
Von der Unschuld. 131
Von einem Medico, der mit einem Recept von drey Buchstaben sich selbst, seine Familie, und über 200. Religiosen in einem Collegio curirt hat. 133

Vorwurf wegen vielen Trinken, so die Wälsche der deutschen Nation macht. 135
Von einem Mann der allergenauesten Wirthschaft 136
Von einem andern gleichen Ranges. 138
Von Bekehrung eines Protestanten zum katholischen Glauben mit Beystand eines Juden. lb.
Poetischer Gedanken über das Ableben Franz des Ersten, glorwürdigsten römischen Kayſers. 140
Frolocken über die Verminderung des Wilds in Oesterreich. 143
Cum annexo œnigmate. 144

Von

Von Verbesserung der Welt.

Die vielen Klagen wider die Welt haben Jupiter bewogen, daß er sich endlich entschlossen, diesen großen Bau in Augenschein zu nehmen. Die Winde vereinigten sich aus allen Klüften, nnd brachten sie in Bewegung vor seinem Thron. Die Uebelgesinnten zeigten ihm auf mehrern Seiten Faulungen: und Jupiter verordnete, all Unreines von reinen Theilen abzusondern. Mit dem ersten Versuch fielen ganze Königreiche hinweg. Jupiter fragte, ob man nunmehr auf guten Grund sahe? und sie antworteten ihm: je tiefer sie kämen je mehr Faulung entdeckten sie, darüber entrüstete er sich, und befahl, die Arbeit einzustellen, und die Welt in alten Stand zu

setzen,

ſetzen, und auf ihre vorige Stelle zurück zu führen. Sein Wille wäre nicht, ſie zu vernichten. Er erkannte der Kläger ihre Abſichten, die nicht auf ihre Verbeſſerung, ſondern auf ihr Verderben gerichtet waren. Es ſind Millionen kleine Welten, und darunter auch viele ſehr zerſtümmelt. Wenn Jupiter auf die gute Seite ſähe, könnte ſeine Hand alles wenden. Die Schärfe iſt ſeiner milden Herrſchung zuwider. Der Bogen wird öfters von ihm abgeſpannet, als abgedrückt. Ein Poet redet davon in Verſen:

Si, quoties peccant homines, ſua fulmina mittat
Jupiter, exuguo tempore nullus erit:
Will ſtürmen Jupiter, ſo oft die G'ſchöpfe fehlen,
So wird der irrdiſch Bau gar bald ſeyn ohne Seelen.

Von der Verfolgung der Aerzte im türkiſchen Reiche.

Dem Sultan wurde angezeigt, daß ſeit dem dieſe Gelehrten ſich in das Reich eingedrungen, mehrere Menſchen ſtürben, als vor-

hin

hin gestorben sind: und darum begehrte man solche abzuschaffen. Der Großherr verordnete einen Rath darüber, so man den Divan nennet. Fast alle Räthe waren einerley Sinns, daß die Aerzte sollten aus dem Reiche verbannet werden. Der Sultan allein, der die entscheidende Stimme hatte, nahm sich ihrer an, und sagte: Es seye noch kein Mangel an Leuten: vielmehr schien ihm nöthig zu seyn, auf ein Mittel zu denken, sie zu mindern. Er beschloß daher, daß man die Aerzte ferner beybehalten sollte zum Besten des gemeinen Wesens: sonst würde ein Mensch den andern verderben. Ein Poet stimmete ihm bey mit folgenden Versen:

Quod, nisi mactarent medici, laniique juvencos,
Omnia St. - - plena, bovumque forent.
Der Arzt und Metzger schlacht, das ist ihr Nahrungspflug:
Es giebt der Hörner doch, und Afterweise genug.

Von

Von Epaminonda dem berühmten Feldherrn.

Als Epaminondas den Bythiniern entgegen zog, verbot er, daß Niemand ohne seinen Befehl bey Lebensstrafe einen Angrif wagen sollte. Sein Sohn, der in großem Ansehen stund, ersah die Gelegenheit den Feind zu schlagen. Er ließ seine Völker anrücken, und zerstreuete das ganze feindliche Kriegsheer. Epaminondas hörete davon, und erzürnete sich dermassen über ihn, daß er ihn auf dem Schlachtfeld in Stücke zerhauen ließ. Die Völker entsetzten sich darüber, und dem Epaminondas selbst kam bald die Reue an, daß er einem so klugen Helden das Leben genommen hat, den er auf andere Art, als Vater, hatte abstrafen können. Eine That in voller Hitz ist selten glorios, und folgt gemeiniglich die Reue nach.

Die Wut raubt die Vernunft, betäubt all deine Sinn:
Mach nicht so schnelle Tritt: sie stürzen in Ruin.

Von

Vom Lycurgo, dem Gesetzgeber zu Athen.

Alt und Junge haben ihre gute und böse Seite. Man strafet Schuldige, und man schonet auch derselben nach fürkommenden Umständen. Die Menschenliebe muß in allen Handlungen vorwiegen. Lycurgus der gelehrte Athenienser hat sich selbst gestrafet wegen der Schärfe, die er gebraucht hatte, in Schreibung der Gesetze. Er theilte die Strafe mit seinem Sohn, dem ersten Uebertretter, der sonst viele nützliche Dienste dem Staat geleistet hatte, und ließ sich und ihm ein Auge ausstechen, um die Strafe an ihn zu mildern, und damit das Gesetz in Athen bestehend zum machen. Es hatte aber keine Dauer. Dem Volk schien die Lebensstrafe milder seyn, als beyde Augen zu verliehren, und zu weitern Verdiensten Zeitlebens untüchtig zu werden.

Wer bilden will den Tod, der bild ihn ohne Gsicht:
Was Menschen fröhlich macht, das ist das Augenlicht.

Das

* * * * *

Das Aug bleibt unverletzt, wenn man mit fremder Frucht
Nur seine böse Lust nicht zu vergnügen sucht.

* * * * *

Wo mehr Verdienst als Schuld, da strafe nicht so hart:
Sonst bist ein Feind des Freunds, von keiner Menschenart.

Von Nero und einem armen Weibe.

Nero, der öfters in Rom zu Fuß herum gieng, kam einst in eine Gasse, wo eine Bettlerinn ihren Sitz hatte. Als sie ihn erblickte, rufte sie ihm zu: Der Himmel erhalte dich! das machte ihn begierig sie zu fragen, ob sie wüßte, wer er sey? Er sprach zu ihr: altes Mütterlein, kennest du mich? ach ja, antwortete sie, ich kenne dich gar wohl, du bist der Nero: und wie kommt es, daß du mir so viel Gutes wünschest? Herr! ich sage dir noch einmal der Himmel erhalte dich: denn ich fürchte die Veränderungen sehr.

Von

Von einem Arzt, der vor eine glückliche und eine unglückliche Cur an einer Frau ungleich belohnt worden ist.

Diese Frau fiel in eine Krankheit. Sie war etwas frey in ihren Reden. Die Krankheit verschlimmerte sich. Der Mann schickte nach einem Arzt, und überließ sie seiner Obsorge. Der Arzt brachte sie in wenigen Tägen wieder zu recht, und bekam davor eine geringe Belohnung. Wenige Monat hernach fiel sie in die nämliche Krankheit, und der Arzt wurde wieder gerufen. Er that sein Mögliches, aber die Kranke sturb. Als der Mann davon hörte, machte er sogleich Anstalt zur Leichbegängniß. Nach der Hand schickte er dem Arzt kostbare Geschenke. Dieser, der wenig, oder nichts für seine übel gerathene Cur hofte, erstaunte über die Freygebigkeit des Edelmanns. Er dankte dafür, und sagte ihm: Er habe dieses nicht verdienet. Der Edelmann antwortete ihm, Herr! dieß war euch schon bey

der ersten Cur, vor so vielen Monaten, zugedacht. Das Nämliche wird von einem kranken Mann, und einer gesunden Frau erzählet.

Von einem Rechtsgeleheten.

Welcher das Glück hatte, an einem fürstlichen Hof als Rath anzukommen. Er wurde zu den allerwichtigsten Geschäften gebrauchet, und Jedermann bewunderte seine Fertigkeit in allem, was ihm immer unter die Feder kam. Als der erste Minister wegen hohen Alter die Ruhe suchte, wählte der Fürst diesen jungen Rath an seine Stelle, die er aber anzunehmen sich weigerte, wohl vorsehend, daß man ihn darum beneiden würde. Der Fürst blieb bey seiner Wahl, und der jüngste Rath wurde erster Minister. Es stund gar nicht lang an, daß seine besten Freunde ihn zu stürzen suchten. Sie stellten dem Fürsten vor, wie alle Expeditionen erliegen bleiben wegen allerhand Ausschwei-

fun-

fungen: Er sey ein wie alle Tage von der Mittagsstund an bis auf den andern Morgen nicht nüchtern, und daher unfähig seinem Amt vorzustehen. Der Fürst bestimmte ihn auf Nachmittag zu sich, und trug ihm eine wichtige Arbeit auf, worüber er sein Gutachten schriftlich erstatten, und solches bereit halten sollte, bis er es von ihm abfordern würde. Der Fürst verspürte nichts weniger als einen übermässigen Trunk an ihn. Der Minister gieng dann nach Hause, und setzte sich über eine andere Arbeit eben von Wichtigkeit, und vergaß damit auf des Fürsten letztern Auftrag. Tags darauf hielt er große Tafel, wobey auch etliche seiner verstellten Freunde erschienen sind. Einer machte sich unter gewissen Vorwand sehr zeitlich davon, und meldete dem Fürsten, daß es eben an der Zeit wäre, den Minister kommen zu lassen. Er glaubte seinen Worten, und schickte nach ihn. Der Minister kam, und legte dem Fürsten allerhand Expeditionen vor, zur Unterschrift, die er aber nicht ansah, sondern nach dem schriftlichen Gutachten

fragte, ob es fertig sey? Er antwortete mit Ja, und zog einen leeren Bogen Papier aus der Taschel, und fieng an dem Fürsten ein so anders ohne dem geringsten Anstoß vorzulesen. Der Fürst gieng auf und ab im Cabinet, und kam endlich dem Minister im Rücken, da er sah, daß auf dem Papier kein Wort geschrieben stund. Als der Minister mit dem Ablesen fertig war, sagte ihm der Fürst: Es ist alles gut, nur eines fehlet daran, daß es auch zu Papier gebracht werde. Darüber machte der Minister seine Entschuldigung, daß ihn andere eben so wichtige Expeditionen darauf hätten vergessen gemacht. Bald hernach kamen die Ankläger, und fragten den Fürsten, ob er nunmehr überzeugt sey, dessen, was sie ihm referirt hatten? Er antwortete ihnen: Ich muß bekennen: daß der Minister, den ihr betrunken zu seyn glaubet, viel gescheider ist, als ihr nüchtern seyd.

Invidiam virtus peperit, partamque tuetur:
Ex virtute unum nascitur hoc vitium.

Die

Die Tugend nährt den Neid: der Neid,
Abweg führt:
Dieß einzig Laster ist, was Tugend selbst
gebiehrt.

Von einem klugen Richter in Persien.

Ein Persianer von Geburt, der sich in seiner Armuth nicht mehr zu helfen wußte, gieng zu einem Juden, und ersuchte ihn, daß er ihm auf Jahr und Tag etwas Geld lehnen möchte. Der Jud wußte, daß er nichts zum Besten hatte, mithin auch kein Unterpfand geben konnte. Er begehrte nur einen Schein von ihm, des Inhalts: daß er sich ein Pfund Fleisch aus dem Leibe wollte schneiden lassen, wenn er mit Zurückzahlung der Schuld nicht zuhalten sollte. Er bekam das Geld, aber er war nicht im Stande sein Wort zu halten. Der Jud vermahnete ihn vierzehn Täge vor Umlauf des Termins: und da er am bestimmten Tage sein Geld nicht wieder haben konnte, gieng er vor Gericht. Der Persianer kam ihm vor, und bath den Rich-

ter, er möchte sich seiner erbarmen, und den Juden noch auf einige Monate zur Geduld bereden. Der Jud kam bald nach, und begehrte die Vollziehung der schriftlichen Verbindniß, die er von dem Persianer in Händen hatte. Der Richter gab sich alle Mühe dem Persianer zu helfen: der eigensinnige Jud aber wollte sich zu nichts bequemen. Der Richter bestimmte ihn auf einen andern Tag, und ließ auch den Persianer rufen. Beede erschienen zur Stunde, wie sie berufen waren. Der Richter legte zwey Messer auf den Tisch, und ermahnete den Juden noch einmal, daß er mitleidig gegen einen armen unglückseligen Menschen seyn sollte, ihm auf etliche Monate noch eine Frist zu gönnen. Dieser blieb in seiner Hartnäckigkeit. Der Richter befahl dann dem Persianer, sein Kleid abzulegen, mit Vermelden, daß er ihm gegen so klare Verbindniß nicht helfen könnte. Als der Persianer dieß hörte, fiel er halb todt zur Erde, und bath den Richter, was er bitten konnte, um Barmher-

zigkeit. Der Jud wollte von dem Inhalt des Scheins nicht abgehen, und der Persianer mußte also auch das Hemd ausziehen. Dieß brachte ihn vollends in Verzweiflung. Der Richter gab dem Juden ein Messer in die Hand, und sagte ihm: schneide dann ein Pfund Fleisch aus dem Leibe dieses Unglückseligen heraus, nimm dich aber wohl in acht, daß du nicht mehr, nicht weniger, als ein Pfund heraus schneidest. Sollte es nur um eine Unze mehr, oder weniger seyn, so ist das andere Messer so auf dem Tische liegt, für dich bereit, und du bist des Todes. Der Jud, der schon willens war zu schneiden, hielt auf diese Worte ein, und sagte dem Richter, daß er mit diesem Beding nicht schneiden könnte: und der Richter antwortete ihm: auf andere Art zu schneiden ist dir nicht erlaubet. Und mit dieser List befreyete er den Persianer von der Tyranney des Juden, daß er ihm seinen Geldvorschuß nicht anderst mehr, als nach seinen Vermögenskräften abzahlen durfte.

Von der Zahl der Projectanten in Rom.

In erstern Zeiten, als diese Republik im Flor kam, fanden sich unzählige Projectanten in Rom ein. Es vergieng kein Tag, wo dem Senat nicht hundert und mehr Projecte übergeben wurden, meistens zum Nachtheil der Republik. Kaum eins aus tausend war ohne Absicht auf eigenen Nutzen: und die Kosten, ein und anders auszuführen, stiegen so hoch, daß fast die Helfte der Einkünften der Stadt Rom versplittert wurden. Der Senat, dem das Wohl der Republik am Herzen lag, die sich kaum in die Höhe geschwungen, und von eigenen Einwohnern wieder sollte aufgerieben werden, gab ein Manifest heraus, daß fürohin allen Projectanten, ohne zu hoffender Gnade, die Augen sollten ausgestochen werden, deren Anschläge der Republik nachtheilig seyn würden. Diese Ordinanz ware kaum verkündiget, als die Meisten dieses Handwerks schier in

einem

einem Augenblick verschwunden sind. Ein Orator sagte in seiner Rede von ihnen, daß die Feder dieser Leute mehr zu fürchten sey, als ein feindliches Kriegsherr vor den Thoren der Stadt Rom. Der Senat unterließ doch nicht zu schützen jene, die sich bemüheten, dem Staat als redliche Patrioten zu dienen.

Vom Papst Pius dem Fünften.

Papst Pius starb im Rufe der Heiligkeit, und Tages darauf sah man auf der Saule des Pasquins folgende Verse angeheftet:

Papa Pius quintus moritur: res mira
tot inter
Pontifices, tantum quinque fuisse pios.
Was Wunder!
Der fünfte fromme Papst stirbt auf dem
Römersaal:
Dieß ist in langer Reih wohl ein geringe Zahl.

Wenn der Autor wäre entdeckt worden, würde er der Ruthenstrafe, die auf solche Schmähungen gesetzt ist, nicht entgangen seyn.

Man zählete damals nur fünf Päpste dieses Namens, aber vor- und nach viele Heilige unter andern Beynamen. Auf obige Verse antwortete Morforius:

Hæresiarcha nequam! potius mirare tot inter
Hæreticos, nullum Te numerare pium.

Schalkhafter Ketzer!
Bewundre du vielmehr, daß eurer so viel sind,
Doch unter eurer Zahl man keinen Frommen find.

Von einem Streit zwischen einem Romaner und einem Venetianer.

Der Romaner glaubte, unter den vornehmern Städten in Europa keine der Stadt Rom gleich zu seyn, wegen Menge der herrlichsten Kirchen, Palläste, und anderer uralten Römergebäude, die in dieser Stadt zu bewundern sind.

Omnia Romanæ cedant miracula Terræ:
Natura hic posuit, quidquid ubique fuit.

Rom ist der Wunderort der Wunder aller Welt:
Nichts ist, was die Natur in dessen Schoos nicht hält.

Als der Venetianer dieses hörte, nahm er sich um Venedig an, und sagte dem Romaner, er möchte beede Städte betrachten: Rom sey auf Erdreich, und Venedig auf Meerwellen gebaut: Rom hätten Menschenhände, Venedig aber Götter aufgebaut. Ein Poet machte darüber zu Ehren dieses Staats folgende merkwürdige Verse:

Viderat adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem, & toti ponere Jura mari.
Nunc mihi Tarpejas quantumvis Jupiter arces
Objice, & illa tui mœnia Martis ais:
Si Tyberim Pelago præfers, urbem aspice utramque:
Illam homines dices, hanc posuisse Deos.

Im Adriat sah Neptun prangen
Venedig auf der Wellengrund:
Als Herrscherinn die Fluth umfangen,
Auf welcher nie ein Marmor stund.

Komm Jupiter uud rühme! noch
Tarpeensbau, die Felsenwände:
Führ seine Bollwerk noch so hoch,
Nenn sie des Mars schröckvolle Bände.

Soll Pelagus dem Tyber weichen?
Auf beeder Städte Grundfest schau:
Die Menschenwerk dem Werk nicht gleichen.
So auf dem Meer ein Götterbau.

Rom und Venedig müssen doch, dem Alterthum nach, einigen Städten in Deutschland weichen. Trier stund schon tausend dreyhundert Jahr, vor Erbauung der Stadt Rom: und Venedig kam erst empor, als die Einwohner von Padua, und andern Städten wegen Grausamkeit des Attila sich auf die Lagunen von Venedig haben flüchten müssen.

Ante Romam Treviris stetit annis
Mille Trecentis.

Schon tausend und dreyhundert Jahr
Stund Trier aufrecht, da Rom nicht war.

Poetischer Gedanke.

Zur Zeit der hohen Vermählung der allerdurchleuchtigsten Kronprinzessinn von Oesterreich, Maria Theresia, mit des Großherzogs von Toscana königl. Hoheit, letztverstorbenen glorwürdigsten römischen Kayser, Franz dem Ersten, wurde zwischen der kaiserlichen und französischen Armee ein Waffenstillstand, und wenige Monate hernach der Friede geschlossen. Am Tage deren Vermählung näherte sich ein Poet dem Großherzog, und überreichte demselben nachstehende Verse:

Pugnatum satis est: Augusti Filia nubit:
Gaudia ne turbent fœderis, arma silent.

Genug gekämpft: des Augusts Tochter
schreit zur Eh:
Die Waffen ruhn, zur Freud und Ruh
ruht die Armee.

Eine Wette zwischen zween Engelländern,

Welche von Calais in Frankreich sich nach Engelland haben überschiffen lassen. Ein Gasconier wollte auch dieses Land sehen. Er meldete sich bey dem Schiffer. Dieser sagte ihm, daß er willens sey des Abends abzusegeln. Der Gasconier verhielt sich mit seinen Freunden über die bestimmte Zeit in einem Schenkhause: und als er an das Ufer kam, war das Schiff schon im Lauf. Er wollte nicht zurücke bleiben: er sah hin und her, und erblickte endlich ein Schiflein seitwärts ohne Schiffer, mit Rudern versehen. Er setzte sich darein, und folgte dem Schiff nach, ob es schon sehr dunkel war, und stark regnete. Er erreichte das Schiff, ohne daß ihn jemand gesehen hatte: er ergriff die Strickleitern, die an dergleichen Schiffen angehängt sind, und kletterte hinauf: sein Schifflein aber überließ er den Wellen, wo sie es hintreiben wollten. Der Schiffer, der ganz allein auf der Höhe des Schiffes

war,

war, erblickte ihn ganz naß hinaufsteigen, und wunderte sich um so mehr über ihn, als er wußte, daß er am Ufer nicht zugegen war, als das Schiff von Calais abgegangen ist. Er fragte ihn, wie es möglich war, ihnen nachzukommen, und sich ihrem Schiff zu nähern? der Gascognier antwortete ihm: gewiß! man muß gut schwimmen können, wenn man euch einholen will. Als der Schiffer dieß hörte, erstaunte er nicht wenig, und meldete es alsogleich den Engelländern, die zu unterst im Schiffe waren. Einer von ihnen hatte einen Mohren bey sich, den er glaubte den ersten Schwimmer zu seyn. Er ließ ihn rufen, und fragte ihn, ob er sich getraute, diesen Gascognier zu überwinden, und er both sich alsbald an, mit ihm zu schwimmen, in was Theile der Welt es immer seyn wollte. Des Engelländers Camerad hielt den Gascognier für geschickter als den Mohren, und gieng eine Wette mit ihm ein von etlich hunderrt Pfund Sterling, daß der Gascognier den Mohren übertreffen würde. Als sie

an

an das Ufer von Engelland kamen, wollten sie die Probe mit ihnen machen. Der Gasconier entkleidete sich, und begehrte so viel geräucherte Würste, so viele Schünken, so viele Bouteillen Burgunder und andere Weine, eine Menge Brod ꝛc. und alles dieß ließ er sich auf den Rucken binden. Diesem sah der Mohr zu, und fragte endlich den Gasconier, zu was all dieser Vorrath dienen sollte? und er antwortete ihm: er wollte unter Wegs nicht verhungern. Dieß machte ihn begierig weiter zu fragen, wie weit er dann schwimmen wollte? der Gasconier widersetzte ihm: mir kommt vor, du bist im Schwimmen wenig erfahren. Von hier schwimmen wir nach Gibraltar, nach Spanien, Portugall, und dann wollen wir das adriatische Meer sehen, und in der Rückkehr hier wieder an das Land steigen. Als er dieß hörte, vergieng ihm der Lust zum Schwimmen, und er gestund, daß er zu schwach sey, sich mit dem Gasconier einzulassen: und damit verlohr sein Herr die Wette von etlich hundert Pfund Sterling, die er dem andern

Engelländer zahlen mußte, und der Gascognier machte sich lustig mit seiner Beute, ob er schon in seinem Leben keinen Fuß ins Wasser getaucht hatte.

Der Keckheit oft der Sieg gebührt,
Wenn sie Vernunft zum Ziele führt.

Von einem zu Gast geladenen Poeten.

Dieser Mann lebte zu Hause sehr sparsam, und nahm sich vor, bey dieser Gelegenheit sich einen guten Tag anzuthun. Er überlegte bey sich, welcher Seits am Tische er am besten sitzen würde, um die mehrern und bessern Speisen vor seiner zu haben. Er nahm Platz am Mittel der Tafel, wo ihm aber nichts besonders vorstund. Die bessern Speisen wurden oben und unten gestellt, und ausgewechselt. Er erzürnete sich darüber, und machte folgende Verse:

Esuriunt medii, primi satiantur & imi:
Errant, qui dicunt, medium tenuere beati.

Was hoch und nieder sitzt, ist alles gut genährt:
Das Mittel sonst das Best, der Hunger schier verzehrt.

Von zween Landmännern, welche zur Winterzeit im Wald Holz suchten.

Als sie in den Wald kamen, sahen sie viele Jäger hin und hergehen, unter welchen auch ihr Grundherr war. Einer von ihnen erkannte ihn, und sagte zu dem andern: siehe! hier ist unser Grundherr auf der Jagd. Der andere antwortete ihm: du irrest dich: den du für den Grundherrn ansiehst, hat ja keine Handschuh an. Wie kannst du glauben, daß er bey solcher Kälte wird ohne Handschuh herumgehen wollen? du bist nicht gescheid, widersetzte der andere: ich kenne ihn gar zu gut, und ich weiß es, daß er unser Grundherr ist. Er leidet an Händen keinen Frost,

so

so scharf immer die Kälte seyn mag, denn er hat seine Hände stets in unsern Schubsäcken.

Von einer bescheidenen Frau,

Mit welcher ein junger Edelmann scherzte, der erst aus fremden Landen zurück gekommen, und ihr erzählete, daß er das Weib ohne Kopf gesehen hatte auf einem Schild eines Gasthauses in Mastricht abgemalen: a la bonne femme, zum guten Weib genannt. Die Frau nahm die Erzählung im Scherze an, und sagte ihm: Herr! wenn ihr die Weiber ohne Köpfe so hoch schätzet, und glaubet, daß sie gut und gescheid sind, wie hoch sollt ihr wohl jene schätzen, die ihre Köpfe zwischen zwo Schultern tragen, wie ihr sie traget? es ist noch nicht ausgemacht, ob wir recht oder unrecht haben, daß wir nicht einem jeden tollen Kopf nachgeben wollen.

Zum Vergnügen dieses Geschlechts.

Da einige Frauen ihre widrige Umstände einander klagten, in Beyseyn eines

Mannes, daß sie den Männern untergeben seyn müßten, und doch mehr, als sie, auszustehen hätten, ließ sich eine von ihnen hören, daß sie fast zweifelte, ob sie unter die menschlichen Geschöpfe zu rechnen wären? der Mann, der ihrer Aufrichtigkeit zuhörete, tröstete sie, und sagte der betrübten Gesellschaft: meine Frauen! klaget nicht über eure Schicksale. Ihr seyd glücklicher, als wir sind. Ihr bildet euch ein, Sclavinnen zu seyn, und ihr herrschet, wenn ihr nur zuweilen nachgeben wollt, in eurer Dienstbarkeit.

Von dem Rechte einiger Curaten.

Es ist ein Land, von welchem erzählet wird, daß die Jugend allda sehr geschickt, und von besondern muntern Geist sey. Kaum erreichen sie etliche Jahre, so verlassen sie ihr Vaterland, und laufen in andere Länder, und lassen sich da und dort, wie es die Fabel giebt, stranguliren. Die

Cura-

Curaten wollten ihre Rechte nicht verlieh-
ren, und machten darwider ihre Vorstel-
lungen bey ihren Obern, und diese ver-
ordneten, daß fürohin ein jeder Vater
bey der Geburt eines Sohnes schuldig sey,
mit der Taufe auch die Sterbgebühr zu
entrichten ꝛc. Es giebt verwunschene Län-
der, wohin derley Fabeln gehören. Ein
geschickter Geist kann in und ausser dem
Lande sein Glück machen, das Land mag
gegen Orient oder Occident zuliegen.

Von einem unausgemachten Rechtshandel.

Ein römischer Orator nahm einen Schü-
ler zu sich ins Haus, den er glaubte zu
Rechtshändeln tüchtig zu seyn. Er machte
einen Accord mit ihm, daß er ihn in
Rechtssachen unterrichten, und davor
nicht mehr als hundert Scudi an ihn for-
dern wollte, wenn er einmal fähig seyn
würde, für sich zu rechten, und den er-
sten Handel gewinnen würde. Der Schü-

ler wendete allen Fleiß an, so daß er seinem Lehrmeister bald nach kam: nach und nach aber vergieng ihm der Lust zu Rechtshandeln. Er legte sich auf andere Studien, die er glaubte für sich einträglicher zu seyn, als einen Orator abzugeben. Dieses mißfiel dem Orator um so mehr, als er sich keine Hofnung machen konnte, die bedungene Gratification von ihm zu erlangen. Er gieng vor Gericht, in Meynung, diesen Handel mit einer einzigen Rede auszumachen: denn, wenn auch der Richter wider ihn sprechen sollte, glaubte er alsdann den Casum für sich zu haben, daß der Schüler die hundert Scudi, vermög des getroffenen Accords, ihm bezahlen müßte, weil es sein erster Rechtshandel wäre, den er wider ihn gewonnen hätte. Der Schüler erwiederte darauf kürzlich: der Richter möchte sprechen, wie er wollte, so glaubte er den Handel gewonnen zu haben: denn sollte der Spruch wider ihn ausfallen, so hielt er sich des Accords mit dem Orator, der an ihn nichts fordern konnte, bevor er nicht einen Proceß

gewonnen hätte. Wäre der Spruch aber für ihn, so glaubte er vom Gerichte aus genug bedecket zu seyn, daß er dem Orator nichts zahlen dürfte, indem dieser Spruch nicht ohne Wirkung seyn könnte. Der Richter überlegte diesen verwirrten Handel, und hielt für rathsam, dessen Entscheidung seinem Amtsnachfolger zu uberlassen.

Von einer durch Verrätherey eingenommenen Festung.

Ein Mann von grossem Ansehen, der von allen heimlichen Ab = und Zugängen in der Festung Wissenschaft hatte, ließ sich durchs Geld verblenden, und führte die Feinde zur Nachtzeit in das Innerste der Festung hinein. Sie überfielen die Besatzung, und machten sich von der Stadt, und von der Festung Meister. Bald hernach richtete man mitten auf den Platz eine Bühne auf, und brachte dahin die

große Geldsumme, welche dem Verräther zugedacht war, er wurde auch dahin berufen, und ihm bedeutet, daß er der Eigenthümer davon sey. Der Fürst hielt sein Wort: um sich aber gegen ihn sicher zu stellen, daß er ihm nicht auch, wie seinem vorigen Herrn, zu einer andern Zeit möchte untreu werden, so sey beschlossen, ihm auf dieser Bühne den Kof abzuschlagen. Man gab ihm eine kurze Frist zur Bereuung seiner Untreu, und er wurde ohne Gnade enthauptet. So sehr man die Verrätherey liebet, so sehr werden die Verräther gehasset. Proditionem ama, Proditorem odi: ist ein bekannter Feldspruch.

Von einem gemeinen Landarzte.

Dieser versah sich mit einem Handbüchel, als er anfieng Kranke zu besuchen, und notirte darein alle seine glückliche, und unglückliche Curen. Sein erster Patient war ein Schmiedjung, der schon lange

Zeit

Zeit das Fieber hatte. Er fragte ihn, nach was er ein Verlangen hätte. Dieser antwortete ihm: er möchte noch vor seinem Ende ein rohes Sauerkraut essen. Er erlaubte ihm einen guten Theil davon, und des Nachmittags fand er den Patienten frisch und gesund in seines Meisters Werkstatt arbeiten. Der Arzt gieng ganz froh nach Hause, und notirte sich dieses Mittel in sein Handbüchlein wider die Fieber. Einige Täge hernach wurde er zu einem Schneiderjungen geholt, der eben am Fieber krank lag. Er wollte an ihn seine Kunst zeigen, und ihm geschwind davon helfen. Er ordnete ihm einen Topf rohes Sauerkraut. Dieß geschah frühe Morgens, und Nachmittags war er eine Leiche. Als er wieder kam, fand er ihn auf den Schragen liegen. Er nahm sogleich sein Handbüchlein aus der Tasche heraus, und machte ein NB. zu der ersten Kraut-Cur: das rohe Sauerkraut dient für einen Schmied, für einen Schneider aber dient es nicht. Dann tröstete er die Freunde

des Schneiders, und sich selbst mit folgenden Verse:

Interdum docta plus valet arte malum.
Der Arzt mag in der Kunst noch so erfahren seyn,
So scharrt das Uebel doch den matten G'sellen ein.

❖ ❖ ❖

Qui tuus est patiens, o terque quaterque beatum!
Ægrotare illum non patiere diu.
Wie glücklich ist der Kranke nicht, der ungefähr dir in d'Hände fällt?
Du läßt ihn g'wiß nicht leiden lang, nach erstem Besuch ist entseelt.

❖ ❖ ❖

Den Arzt gebührend ehr, er hilft dir in der Noth,
(Dieß ist ein g'heime Lehr) zum Leben oder Tod.

Von

Von einem Spanier, der mit seiner Sprache in Welschland nicht fortkommen konnte.

Dieser lebte in Mayland viele Jahre. Einsmals gieng er in einen Kaufladen etwas zu kaufen. Er redete den Kaufmann auf spanisch an, und sagte ihm, was er haben wollte. Dieser, der nichts als wälsch verstund, antwortete ihm: Herr! thut mir die Liebe, und redet mit mir wälsch, so will ich euch gern dienen, denn das Spannische verstehe ich nicht. Dieser, der keine andere Sprache verstund, wurde unwillig, und sagte ihm: Es ist doch ein Elend in diesem Lande, daß man niemand find, mit dem man reden könnte. Es sind schon 20 und mehr Jahre, daß ich hier bin, und niemand versteht mich noch. Vermuthlich hat er es im Scherz geredet: denn diese Nation hat nichts so dummes an sich: ihr hoher Geist ist aller Welt bekannt.

Von

Von einem Heiligen, der alle Jahr, nach gemeiner Rede, in Arrest gesetzt wird.

Man erinnert sich nicht mehr des Namens dieses Heiligen, noch der Stadt in Puglien in dem Königreich Neapel, wo dieser Heilige von dem Volk in einer ihm geweihten Kirche verehret wird. Die Religiosen Benedicti Ordens haben daselbst ein Kloster angebaut, mithin zu glauben, daß es ein Heiliger ihres Ordens seyn müsse. Weil in dieser Provinz die Regen vor der Erndtzeit sehr seltsam sind, so nimmt das Volk seine Zuflucht zu diesem Heiligen: und wenn sie des Tages ihrer Andacht keinen Regen erbitten, so erheben sie dessen Leib, und tragen ihn Prozessionsweise in die Stadt-Domkirche, und setzen ihn allda, nach ihrer Rede, in Arrest: und es ist kein Exempel, daß er über 24 Stund lang, nach seiner Uebersetzung, wäre in Arrest geblieben. Wenn dann das Volk eine trübe Wolke sieht, so versammlen sie sich in großer Menge in besagter Domkirche, und bey Wahrneh-

mung des ersten Tropfen Wassers erheben sie den heiligen Leib, und tragen ihn in herrlicher Procession wieder in seine Kirche zurück: danken für seinen Beystand, und ehren ihn als ihren Nährvater.

Von einem Abt, und dessen Wahl in Bestellung eines Kellermeisters.

Es fanden sich um die erledigte Stelle verschiedene ehrliche, und in ihrer Handthierung wohlerfahrne Männer ein. Der Abt wollte alle sehen, und sprechen. Er ließ einen nach dem andern vor sich kommen, und fragte jeden besonders, wo sie gedient? wie lang? und warum sie ihre Dienste verlassen hätten; Ein jeder wußte geschickt zu antworten. Endlich fragte er sie, von was Gattung Wein sie zu trinken pflegten, wenn sie in Keller gehen? Sie antworteten ihm: Sie pflegten einen Trunk zu thun von dem Füllder oder Speißwein. Der Abt ließ es dabey bewenden, und sie wieder von sich gehen. Es kam noch einer nach, dem er eben die Fragen stellte, wie den andern: und dieser bekennete

nete frey, und sagte ihm: Herr! ich will keine Unwahrheit sagen. Wenn ich in Keller gehe, so trinke ich zuweilen ein Glas Wein, und zwar vom besten, den ich im Keller finde: denn ein Trunk ist jedem Kellermeister erlaubet: doch trage ich nichts mit mir nach Hause. Und dieser, als der aufrichtigste, hat den Kellerdienst erhalten.

Gespräch zwischen dem Papst == und einem Religiosen des Zocolantenordens.

Dieser Religios war eines sehr muntern Gemüths. Man hat ihn niemals traurig und im Gesichte niemals verändert gesehen. Der Papst wollte sein Alter wissen? und er gestund fünf und neunzig Jahre. Der Papst wunderte sich über seine gute Gestalt, und fragte weiter, wie er bisher gelebt hat, und wie er noch lebte? was er für eine Regel im Essen und Trinken gehalten hat? der Religios antwortete ihm: Euer Heiligkeit belieben die Ordnung zu halten, die ich gehalten habe, und die ich noch halte, und be-

die-

dienen sich meines Recepts, so in folgenden lombardischen Worten bestehet: Zoccoli, brocoli, buon Capell, e poc cervell. Er legte die Worte aus, und wollte dem Papst so viel sagen: er möchte niemals ohne Schuh, oder ohne Zoccoli gehen: täglich was Grünes, brocoli, speisen, um den Leib offen zu halten: seinen Kopf immer bedeckt halten, und im Nachsinnen, und Studieren sich nichts so sehr angelegen seyn lassen: denn das übermässige Studium kürzet das Leben ab. Diese Antwort gab Anlaß zum Gelächter, aber der P. Zoccolant behauptete seinen Satz mit zween Versen:

Immodicis brevis est ætas, & rara senectus:

Quidquid amas, caveas, non placuisse nimis.

Unmässige Begierd verkürzt dein Lebensziel:

Schätz freye Künste hoch, lieb sie, doch nie zu viel.

Von zween Edelleuten, welche die Welt, jeder besonders, durchreiseten.

Die kamen in Rom zusammen an einem Tage, da es unaufhörlich regnete. Sie blieben einige Monat allda, und hatten nicht einen einzigen heitern Tage für sich. Einer von ihnen wurde überdrüssig, und reisete nach Paris ab. Ein Jahr hernach kam auch der andere nach. Sie trafen in einer Gesellschaft zusammen. Jener, der schon über Jahr und Tag zu Paris war, fragte den andern ganz begierig, ob er gerade von Rom herkäme, und wie es da stünde? ob es noch immer regnete? die übrigen Gespräche werden ohne Zweifel ernsthaft und staatsmässig gewesen seyn.

Von einem reichen Edelmann in Neapel,

Der die engen Modeschuh liebte, und etliche und achtzig Jahr auf sich hatte. Dieser rufte um Mitternacht seinen Kammerdiener, als er nicht schlafen konnte, und befahl ihm, also=

alsogleich zu seinem Schuster zu gehen, einem Mann von etlich und zwanzig Jahren, daß er ihm erster Tägen fünfzig paar Schuh machen sollte. Es fiel ihm eben bey, er könnte von heut auf morgen sterben, und dann müste er sich eines andern Schusters bedienen, der vielleicht so geschickt, wie er, nicht seyn würde. Der Schuster wunderte sich über diese ausserordentlich spate Bestellung, und fragte den Kammerdiener, ob nicht indessen drey oder vier paar genug wären? er würde diese kaum mehr zerreissen. Der Kammerdiener antwortete ihm: er sollte nur nach seinem Willen thun. Wenn er sie nicht mehr zerriß, würden sie für ihn gut seyn. Und es geschah auch also: der Edelmann starb etliche Monat hernach, und der Kammerdiener bekam zur Belohnung seiner Dienste die funzig paar Schuh, und alle Kleidung, die in der Quardarob vorhanden war.

Von zween Rechnungsführern,

Die von Jugend auf gute Freunde waren, und ungefähr in einem dritten Ort zu-

sammen kamen. Sie erfreueten sich einander zu sehen. Der eine war ganz muntern Gemüths, der andere aber sehr niedergeschlagen. Bruder! was fehlt dir, fragte der eine? und er antwortete ihm: mein lieber Bruder! ich stecke in einem grossen Rest. Weißt du dir dann nicht zu helfen? folge meinem Rath = = ja daß ich in ein noch grösseres Unglück verfalle? so lang du dieses fürchtest, wirst du aus deinem Rest nicht kommen. Der erste Freund dachte des andern seinen Worten nach, und gieng in sich, und als er nach Hause kam, änderte er alle Rechnungen, und einer wie der andere legten sich auf Nebenhandlungen, und kamen in kurzem zu guten Mitteln.

Das ungerechte Gut im Haus ein Schauer ist:
Oft mit dem ganzen Haus den letzten Heller frißt.

Von itziger Art der Spiegel.

Eine Magd, die in ihrer Jugend nicht häßlich war, gieng selten einen Spiegel vorbey,

bey, wo sie nicht darein guckte. Als sie zu Jahren kam, und die Haut sich zu falten anfieng, vergieng ihr der Lust in die Spiegel zu schauen, und sagte öfters, es seye kein reiner Spiegel mehr zu finden, wie man sie vor Zeiten gehabt hat. Ein Liebhaber der Verse reimte darauf:

Liebs Kind! die Spiegl haben dir lang gnug
recht gut gezeigt:
Sie zeigen noch, wie vor, nur dir sinds nicht
mehr gneigt.
Denk auf das schimmlicht Brod: das Eisen
frißt der Rost:
Die Reih war schon an dir: dieß sey zu dei-
nem Trost.

Von einem Manne eines geringen Herkommens, dessen Erheb- und Wiederabsetzung.

Dieser muste nach vollendeten Studien aus Armuth bey einem angesehenen Beamten eines Fürstens Libereydienste suchen. Der Beamte erkannte seine Fähigkeit, und gab ihm Platz in seiner Hauskanzley. Er rückte immer höher, bis er

Vicebeamter geworden ist. Er trachtete nach Reichthum, und in wenigen Jahren sammlete er große Schätze. Dieß fiel andern in die Augen, die ihn um sein Glück beneideten. Der Landesherr ordnete über die angebrachten Klagen wider ihn eine Commission an, welche untersuchen sollte, ob die Mittel, die er besitzet, rechtmäßiger Weise haben können erworben werden? Er wurde constituirt, unter dem Vorsitz des Beamten, der ihm die Befehle des Landesherrn vortrug. Bevor er darauf antwortete, begehrte er einen Sitz in der Commission, den ihm aber der Beamte als einem Inquisiten abschlug. Es kam zu einem Wortstreit, und er sagte dem Beamten: Er würde auf keine Frage antworten, wenn er nicht die Ehre hätte, wie andere Räthe, der Commission beyzusitzen. Dem Beamten mißfiel seine kecke Redensart: er sagte zu ihm: mein Lieber! erinnert euch, daß ihr meine Liberey getragen habt, redet mit mehrerer Ehrerbietung mit mir. Er antwortete darauf, ohne sich viel zu bedenken: Herr! ich weiß gar wohl, daß

ich eine Zeit lang eure Liberey getragen habe. Wenn ihr aus Mangel der Mittel die meinige getragen hättet, wie ich die eurige, so würdet ihr sie noch auf den Hals haben. Eine Antwort, die vielmehr als der von dem Beamten ihm gethane Vorwurf empfindlich fallen muste. Mit allem dem hat er sich doch der Inquisition unterwerfen müssen.

Oveni Gedanken von der Gottheit.

So unrein dieses Gelehrten seine Feder war, so hatte er doch öfters auch heitere gute Gedanken, wie folgende Verse es zeigen:

Von der Gottheit.

Omnia de nihilo qui fecit, is omnia solus:
Quod Deus ex nihilo fecit, id omne nihil.

Er selbst in sich all's ist, der all's aus nichts gemacht:
Was GOtt aus nichts erschuff, ist nichts, ist ohne Macht.

Von der Sterblichkeit.

Quod Reges audire timent, ac dicere servi.
Ipsa tibi dicit fama: memento mori.
Was König in Furcht setzt, und niemand hören will,
Das ruft die Fama aus: denk auf dein Lebensziel.

Von der Geburt des Menschen.

Plorabas, dum natus eras, fuit ergo voluptas
Nulla tibi nasci: cur doles ergo mori?
Als dich das Licht anschien, gieng bald das Weinen an:
Was scheuest nun das End des Wehmuths, grauer Mann?

Von dem Untergange der Stadt Gomorrhen.

Inter tot sceleratorum centena tulisset
Si Justos tantum quinque Gomorrha, viros,
Staret adhuc.
Gomorrhen stünde noch und viele andre Städte,
Wenn man nur fünf gerecht darinn gefunden hätte.

Zu satz.

Zusatz.

Statt fünf sind heut viel tausend Seelen
Die sich die Klausen auserwählen,
Und GOtt besingen Tag und Nacht,
Und sind von vielen doch veracht.
Es ist nach heutgen Uebermuth
Was übrig noch von böser Bruth.

Eine Fabel vom Wolf und dem Lamm.

Diese traffen zusammen an einem Bächlein, der Wolf diesseits, und das Lamm jenseits des Wassers. Das Lamm näherte sich dem Bächlein, und schluckte einige Tropfen Wasser in sich. Der Wolf that auch, als ob er Durst hätte, und stellte sich dem Lamm gegen über: und da er keine Ursach fand, das Lamm anzufallen, grif er mit einer Pratze ins Wasser, und machte es trüb. Das Lamm trank noch einmal, und der Wolf ganz ergrimmt, sagte zu ihm: du verwegenes Thierlein! bist du so keck, und macheſt mir das Wasser trüb, daß ich mir nicht auch, wie du, den Durst löschen

kann? und sprang über das Bachlein: und zerriß das Lämmlein in viele Stücke. Wie viele sind, die ein Opfer des Grimms eines Mächtigern seyn müssen? Einen Hund, den man tödten will, ruft man vor wütig aus.

Eine andere vom Haasen und Igel.

Der Haas sah sich vor, zur Herbstzeit mit einer Wohnung unter der Erden, um einen Unterstand im Winter zu haben. Es fiel auch frühzeitig eine strenge Kälte ein, und er war genöthiget unter die Erde zu schliefen. Bald hernach erschien der Igel ganz erfroren vor seiner Hütte, und bat ihn, er möchte sich seiner erbarmen, und ihn nur in einem Winkel unterkommen lassen: er würde sich ganz klein zusammen ballen, und ihm gar nicht überlästig seyn. Er möchte ihm diese Liebe nicht versagen, sonst wäre er in Gefahr zu erfrieren. Der Haas ließ sich bewegen, und ließ ihn in sein Hüttlein hinein schlie-

fen.

fen. Die erstern Augenblicke war er ganz ruhig, bis er sich von der Kälte erholet hatte. Die Wärme vom Hasen gab ihm ein neues Leben: doch da sie so enge an-einander lagen, wollte er vor sich mehr Platz haben. Er richtete ein und andern Stachel gegen den Haasen, und als er ihn auf die Haut kam, rückte der Haas seit-wärts, soviel er konnte. Mit dem war der Igel nicht zufrieden, sondern er setzte seine übrige Stachel an, und zwang end-lich den Hasen, der sich nicht weiter zu-rück ziehen konnte, sein Loch zu verlassen. Der Igel war nach der Hand nicht mehr zu erbitten, ihn wieder einzulassen: und der Haas muste ausser seiner Hütte durch die Kälte elend zu Grunde gehen. Wie viel Igel giebt es noch heut zu Tage? der Undank ist über alle Laster: si ingra-tum dixeris, omnia vitia dixeris. Sage mir, daß ich undankbar bin, so hast du alle Schand von mir gesagt.

Von der Strafe eines ungerechten Richters.

Ein König in Persien ließ einen Richter erwürgen, und ihm die Haut über den Kopf abziehen, weil er ungerecht gerichtet, und sich mit Geld hat bestechen lassen. Er befahl, um den Nachfolger im Richteramt, und mehr andere, in Furcht zu setzen, daß der Stuhl des geschundenen Richters mit seiner Haut sollte überzogen werden, und die ledige Stelle übergab er seinem Sohn', mit der Ermahnung, daß soferne auch ihm ein böser Gedanken kommen sollte, er sich nur dessen erinnern möchte, was seinem Vater widerfahren ist. Er sässe auf dem Stuhl, der mit seiner Haut überzogen wäre ꝛc. Wer will daran zweifeln, daß der Sohn sein Richteramt, ohne Absicht auf Geld, oder auf andere Vortheile, nach Gebühr wird versehen haben? die Geschenke blenden sogar die Weisen. Ein Poet saget scherzweise davon:

Mu-

Munera, crede mihi, placant hominesque, Deosque:
Si te non placant, nec Deus es, nec homo es.

Das Opfer nimmt die Welt, selbst auch die Götter ein:
Denkst anderst? so hörst auf ein Mensch und Gott zu seyn.

* * *
** ** **

Thu recht, verfehl dich nicht, halt dein Gewissen rein:
Hör auf zur Stund ein Mensch, als ungerecht zu seyn.

Streit zwischen einem Neapolitaner, und einem Mayländer über die Zahl ihrer Landesheiligen.

Einer glaubte mehr Landesheilige zu haben, als der andere. Der Neapolitaner, seinem Naturel nach, hitziger als der Mayländer, fieng an, die Seinigen zu zählen. Er nennte vor allen den Heil. Genaro, und fragte den Mayländer, obwohl im ganzen Staat Mayland einer seines Gleichen wäre? der Mayländer wollte andere nennen-

aber

aber der Neapolitaner gab ihm die Zeit nicht, und nennte nach der Reihe so viele andere von seiner Nation: als den Heil. Thomas von Aquin, und viele andere. Dieß brachte den Mayländer in Harnisch, daß er ihm endlich im Zorn sagte: mein Lieber! du machst viel Lärm mit deinen Landesheiligen; aber wisse kurzum: der Heil. Ambruse (nach lombardischer Redensart) ist auch ein Mann, der einem jeden unter das Gesicht stehen kann. Und mit diesem endigte sich ihr Streit.

Zeichen der Liebe eines Vaters gegen seinen Sohn.

Ein römischer Kayser hatte einen einzigen Sohn, den er herzlich liebte. So oft er ihn zu sich rufen ließ, kam der Knab im vollen Lauf zu ihm, mit einem Stock zwischen den Füssen. Dieß gefiel dem Vater so wohl, daß er auch mithielt, und einen Stock zwischen die Füsse nahm, und eine gute Weile mit ihm herumritt. Während

rend

rend solchen Auftritt erschien sein erster Minister, der sich eines mässigen Lachens nicht enthalten konnte. Der Kayser vermerkte es, und sagte dem Minister: tu nescis, quid sit esse Patrem. Du weißt nicht, was Vater seyn sagen will.

Von einem Philosophen in traurigen Umständen.

Dieser hatte eben nur einen Sohn, der ihm in zarten Alter starb. Als seine Freunde davon höreten, besuchten sie ihn, und traffen ihn in der nämlichen Kammer an, wo sein Sohn auf den Schragen lag. Einer, wie der andere trösteten ihn, und suchten ihn zu überreden, daß er dieses Gemach verlassen möchte, um das Trauerbild nicht immer vor Augen zu haben. Er antwortete ihnen: amici mei! hunc dum genui, moriturum scivi. Meine Freunde! als ich ihn gezeugt habe, wußte ich schon, daß er sterblich war.

Von

Von einem Gast, den Cicero für einen Philosophen hielt.

Unter vielen Gästen, die ein Romaner zu sich geladen hatte, befand sich auch Cicero. Er sah einen Mann an der Tafel mit ernsthafter Mine ihm gegen über sitzen, der eine gute Weile kein Wort von sich hören ließ. Er hielt ihn für einen tiefsinnigen Philosophen. Als er aber etliche Gläser Wein getrunken, fieng er endlich an, allerhand läppische Dinge auf die Bahn zu bringen, so daß Cicero sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: si tacuisses, Philosophus mansisses. Hättest du geschwiegen, so wärst du ein Philosoph geblieben. Ein anderer schwätzte ohne Ende, und mischte sich in alle Reden, ohne jemals etwas auszuführen. Von diesem sagte er: Eloquentiæ flumen, Ingenii gutta. Viel Geschwätz, wenig Verstand. Er schonete auch bey anderer Gelegenheit einer gewissen Romanerin nicht, und zog

sich dadurch den Haß der Frauen auf den Hals. Als die Beleidigte von seinem Unglück hörte, daß er zwischen Rom und seinem Landgut, dem Tusculo, von seinen Feinden ermordet worden, fuhr sie stracks dahin, um sich an den toden Körper noch zu rächen; was sie an den lebenden nicht hat ausüben können. Sie ließ ihre Wut an seiner Zunge aus mit etlich tausend Nadelstichen, bis sie sich nicht mehr regen konnte: dann fuhr sie wieder nach Rom zurück, und erzählte ihren Freundinnen, wie sie über ihren Feind gesieget hat.

Die Zung hat Cicero in hohen Ruhm gebracht,
Und in so hohen Ruhm verächtlich sterben gmacht.

Von einem Fürsten, der die Städte Italiens sehen wollte.

Er kam nach Venedig, und hörete, daß die Schiffer ihre Gundeln sehr rein hielten, und nicht leiden wollten, daß ein

Staub,

Staub, oder sonst was Unreines darauf geworfen werde, und daß diese Leute sehr muntern Geistes wären. Der Fürst machte sich eine Kurzweile, und warf frühe Morgens auf die vor seinen Palast gestandene Gundeln etwas Staub hinab, da eben die Barcarolen im Begrif waren, sie zu säubern. Sie nahmen gewahr, daß es aus dem Gemach des fremden Fürsten herkam. Ueber eine Weile nahm der Fürst von der Wand ein Rehgeweih von kleiner Gattung, welche zur Beleuchtung in einem Saal dienen, rings um die Wände herum. Er warf es dem Gundelier vor die Füsse; dieser nahm es in die Hände, und betrachtete es genau, dann sah er in die Höhe, wo der Fürst lachend auf ihn herunter sah. Der Gundelier fragte ihn: Altezza, oder Eccellenza! (so pflegen sie gemeiniglich Fremde von höhern Rang zu nennen) habt ihr euch gekämmt mein Herr? daß euch die Hörner von der Stirne abfallen? Dieser Gedanke gefiel dem Fürsten sowohl, daß er den Barcarol reichlich beschenkte.

Von

Von einer Injurienklage zwischen zween Wälschen.

In gewissen Landen Italiens ist keine grössere Beschimpfung, als wenn einer den andern promeniren schicket: geh, und laß dich = = = henken. Einer wurde also beschimpft, und er gieng vor Gericht, und rufte auch den andern, der ihn geschimpft hatte, dahin. Ein jeder hatte seinen Advocaten. Der von Seiten des Geschimpften brachte seine Klage vor: und nachdem er sie geendigt hatte, fieng der andere an, für seinen Clienten auch zu reden, und sagte: geht, und läßt euch ꝛc. Herr Richter! ist ja keine Beleidigung, sondern nur ein Antrag, dieß oder jenes zu thun. Es stehet einem jeden frey, ob er es thun, oder nicht thun will: und auf diese Art wurde unvorsetzlich auch der Richter selbst geschimpfet. Der Advocat wollte seine Rede gar zierlich vorbringen; und da er das, was er vorsetzen sollte, nachsetzte, verwirrte er seinen Vortrag also, daß er

zu thun hatte, sich mit Ehren aus dem Handel zu wickeln.

Von einem Insulaner, der von zween Barcarolen in die Kirche geführt wurde.

Diese Leute dienen in = und ausser dem Hause, wie Liberenybediente. Wenn sie ihren Herrn in die Kirche führen, so folgt ihm beym Aussteigen einer nach, und der andere hängt die Gundel am Ufer an, und folgt alsdann auch nach. Dieser kam in die Kirche nach, und sah beym Eintritt seinen Herrn nahe an der Kirche stehen. Er machte ihm eine sehr tiefe Neigung, gegen den Hochaltar aber nur einen Kniebucker. Als sie zurück nach Hause kamen, fragte der Insulaner diesen Barcarol, warum er nicht mehr Ehrerbietung für GOtt, als für ihn hätte? und er antwortete ihm: Herr! mit diesem ist nicht gut scherzen.

Von Auf- und Abnahm der römischen Republik.

Wie dieser Staat empor gekommen, ist der Welt bekannt. Die Klugheit des Senats, und ihre damalige Regenten haben die halbe Welt bezwungen. Ihre Kriegsheere wurden von höchsten Häuptern begleitet, und ihre Gegenwart machte sie fast unüberwindlich. Wo sie andrungen, musten die Feinde weichen: alle widrige Anschläge wurden auf der Stelle vernichtet, und daher ist noch im Andenken: in arena Consilium, auf der Stelle Rath und Hülf. Wie lang dieses Glück gedauert hat, geben die Geschichte. Die Menge der Eroberungen schwächten ihre Reiche, die Regenten konnten nicht von allen Seiten selbst Rath schaffen: und ihre Befehle wurden zum öftern in so entlegenen Welttheilen nicht befolget. Es gieng dann ein Land nach dem andern wieder verlohren, und endlich hörte man die Klag-

stimme: Dum Romæ consulitur, Saguntum, & Regna expugnantur.

Der Feind besiegt Sagunt, nimmt ganze Länder ein,
Und Rom sitzt noch im Rath: wie wird der Ausgang seyn?

Von einem bewaffneten Bettler.

Dieser suchte nächtlicher Weile mit gespannter Pistole Almosen. So oft ihm jemand entgegen kam, zog er seine Latern hervor, und setzte ihm die Pistole an die Brust, und begehrte Almosen um des Crucifixs Willen, so auf der Pistole stund. Niemand besann sich lang, ob er etwas oder nichts geben sollte. Ein jeder gab, was er im Sack hatte. Wenn diese Sammlung lang gedauert hat, kann er das Burgerrecht bald erhalten haben.

Von einem neapolitanischen Abt von geringen Mitteln.

Dieser speisete bald da, bald dort, bey guten Freunden, um Holz und andern

Auf=

Aufwand im eigenen Hause zu sparen. Er hörete, daß ein gewisser Fürst ein Festin geben würde. Er fand sich um Mittagszeit in seinem Palaste ein, da man eben die Speisen auf die Tafel setzte. Er nahm Platz gegen den Fürsten über, ohne ihm beym Eintritt seine Cour zu machen. Es fehlete dann für einen Gast der Sitz: und als der Fürst es wahr nahm, schickte er seinen Kammerdiener zum Abte, ihn zu fragen, von wem er sey eingeladen worden? anstatt eine Antwort zu geben, stellte er sich, als ob er verstünde, daß man ihn fragte, von was Gattung Wein er haben wollte? er sagte dem Kammerdiener: mir gilt es gleich, er sey weiß, oder roth: einer wie der andere ist gut für mich. Der Kammerdiener fragte ihn noch einmal, und er antwortete ihm das Nämliche. Er gieng dann zum Fürsten, seinem Herrn, und sagte ihm die Antwort. Der Fürst lachte darüber, und der Abt hatte immittelst allerhand lächerliche Dinge auf die Bahn gebracht, die dem Fürsten so wohl gefielen, daß er andere Täge nicht

mehr ohne seiner Mittags, noch Abends speisen konnte.

Von einem Competenten zur Cardinalspurpur.

Dieser hatte das Versprechen, daß er unter den ersten Cardinälen seyn sollte, die der Papst creiren würde. Er hatte bald hernach das Glück, das Oberhaupt mit einigen Cardinälen Mittags bey sich zu bewirthen. Während der Tafel geschahen unterschiedliche Reden von damalig nahe gestandener Promotion. Der Papst sagte zu ihm: gedulde dich ein wenig, mein Freund! ich habe dich in Petto, im Herzen. Der Competent, der eines muntern Geistes war, antwortete darauf: euer Heiligkeit setzen mich aus ihrem Herzen etwas höher hinauf, damit ich ihrer heiligen Stimme näher bin. Er bekam auch den ersten Hut vor allen andern Competenten.

Von einem Wälschen, der das römische Reich sehen wollte.

Er machte sich auf die Reise, ohne einen Heller Geld im Sacke zu haben. Er gieng von Kloster zu Kloster, von einer fürstlichen Residenz zur andern. Er kam einst in einen herzoglichen Palast: wo er sich für einen armen Secretär ausgab, und um ein Viaticum bat. Der Herzog, der eben einige wälsche Briefe zu beantworten hatte, befahl einem seiner Räthe, daß sie ihn zur Tafel ziehen sollten: nach der Tafel aber sollte er auf weitere Ordre warten. Als die Tafel vorbey war, meldete ihm der Hofrath: mein Herr! Se. Durchleucht haben einige wälsche Briefe von ihren Freunden erhalten, denen sie gern antworten möchten. Sie werden die Mühe auf sich nehmen, und solche beantworten. Der Secretär machte darüber seine Entschuldigung, und sagte dem Hofrath, daß er weder lesen noch schreiben könnte, und der Hofrath sagte es dem

Herzog. Dieser erzürnte sich, und befahl dem Hofrath, dem Secretär zu melden, daß er augenblicklich die Residenz verlassen sollte, wo im widrigen er mit vielen Stockschlägen würde hinaus begleitet werden. Als der arme Mann dieses hörte, war ihm nicht wohl zu Muth. Er bath den Hofrath, er möchte doch die Liebe für ihn haben, und Seine Durchleucht besänftigen. Er habe sich ja nur für einen armen Secretär ausgegeben, und nicht im Sinn gehabt, den Herzog damit zu beleidigen. Er möchte selbst gnädig erkennen, ob ein ärmerer Secretär auf der Welt seyn könnte, als er ist, der weder lesen noch schreiben könnte. Bey Vernehmung dessen erkannte der Herzog die List des Passagiers, und beschenkte ihn, als ob er ihm die wälschen Briefe gleich dem besten Secretär beantwortet hätte.

Ein artiger Zufall zwischen zween Diebsbuben.

Einer schnitt dem andern im öffentlichen Schauspiel seinen Haarbeutel ab. Der eine ver=

vermerkte es, und folgte dem Thäter auf den Fuß nach. Dieser lähnte sich anderer Seits des Theaters an eine Saule. Der andere nahm ein scharfes Messer aus der Tasche, und schnitt ihm ganz schnell ein Ohr ab. Darüber entstand Lärm: Der Verwundete schrie, was er schreyen konnte, und der andere sprach ihm ganz gelassen zu: Was braucht es so viel Lärm, mein Freund? gieb du mir meinen Haarbeutel, und ich gieb dir dein Ohr zurück. Wie dieser Handel unter ihnen ausgegangen, ist in der Historie nicht angemerket.

Von einem Juden, der sich für einen Propheten ausgab.

Er wollte dem Großvezier in Constantinopel glauben machen, daß er den prophetischen Geist habe, wie ihn andere Propheten gehabt haben. Als sie darüber im Gespräche stunden, trat der Sultan bey dem Vezier ein. Er sah den Juden an, und fragte den Vezier, wer er sey? er antwortete ihm, daß er ein Jud, und sei-

nem Vorgeben nach ein Prophet sey. Der Sultan begierig etwas prophetisches von ihm zu hören, redete ihn an: wenn du ein Prophet bist, so wirst du von künftigen Dingen zu sagen wissen. Sage mir, wie viel Jahre denkst du noch zu leben? Mächtigster Herr! so weit sieht mein Geist nicht hinaus. So weiß ich dann mehr als du zu sagen: du wirst keine Stunde mehr leben, und befahl sogleich ihn öffentlich zu erwürgen.

Von einem sorgfältigen Vater.

Dieser hatte einen einzigen Sohn, der die Freyheit mehr als die Studien liebte. Der Vater, der ihn zum Nachfolger haben wollte, sowohl in Gütern, als in seiner ansehnlichen Charge, schrieb an ihn mehrere Briefe, und begehrte nichts anders von ihm, als daß er nur eine Stunde des Tages nützlich anwenden sollte: aber auch dieses war ihm zu viel. Endlich schrieb er ihm einen Brief des Inhalts: Lieber Sohn! dieser Brief ist der letzte,

den ich dir als Vater schreibe. Willst du meinen Rath nicht folgen, so hast du keinen andern von mir zu hoffen. Mein Will ist nicht, aus dir einen Doctor zu machen ꝛc. Studir nur eine halbe Stunde des Tages: und dieß wird dich fähig machen, daß du in meine Fußstapfen wirst tretten können. Glaube nicht, daß es so gar viel, und über das Vermögen deines Geistes, erfodert, einen Beamten abzugeben. Es giebt viele Nebenwege. Ein Quintel Mutterwitz gilt öfters mehr als ein Centner Schulwitz.

Von einem Advocaten,

Welchen die Gegenparthey mit einem Beutel schimmerender Ducaten auf ihre Seite ziehen wollte. Der Beutel wurde auf seinem Schreibtisch ausgeleert, mit Vorgeben, man wollte ihn zu nichts ungerechten verleiten, sondern man bat nur, man möchte den Proceß, der schon so lang dauerte, zum Schluß bringen, damit die Parthey noch vor ihrem Ende das Ver-

gnugen haben könnte, ihre Erben, aus aller Verwirrung zu sehen. Der Advocat erstaunte über des Supplicantens Freygebigkeit. Er gab ihm Gehör, und versprach ihm, daß er thun wollte, was er immer ohne Verletzung der Gerechtigkeit thun könnte. Nachdem er ihn von sich gelassen, gieng er wieder in sein Cabinet, und betrachtete nochmals die schönen Goldstrahlen. Endlich sagte er zu sich selbst: Quis potest resistere tot viris armatis? ad amicabilem, ad amicabilem. Wer kann so vielen gewaffneten Männern widerstehen? zum Vergleich, zum Vergleich. Die Einwürfe, und öftere Aufzüge kommen nicht allemal von Advocaten, sondern von Partheyen selbst her.

Kommt deinem Freund ein Streit im Sinn,
Ums Drittel Gut zank dich nicht viel:
Gieb ihm vom Gut die Helfte hin,
Und zieh dich aus dem Doctorspiel.

Betrachtungen eines Pilgrims.

Dieser sah in einem Wahlfahrtsort einen Engel abgemahlen über der Einfahrt eines Gasthauses mit ausgestreckten Flügeln. Der linke Flügel zeigte nach Bayern, und der rechte nach Oesterreich. Linker Seits unter den Flügel stunden die Worte: bona sunt opera hominum. Die Werke der Menschen sind gut: mit dem verstund man das Biergetränk, so in Bayern besser, als in andern Ländern ist. Unter den rechten Flügel war geschrieben: sed meliora Dei. Mit dem man den Oesterreicher Wein verstund. Der Gedanke des Engels war englisch, wenn die Oesterreicher Weine in ihrer Reife sind.

Von einem dummen, aber reichen Landmann.

Diesem fiel ein, daß er den heiligen Christoph auf dem Blättlein seines Fingerrings in Lebensgrösse haben wollte. Er gieng zu dem berühmtesten Mahler, und ersuchte ihn, daß er ihm auf besagtes Blättlein diesen

Heili-

Heiligen in seiner natürlichen Grösse mahlen möchte: Er versprach ihm seine Mühe gut zu belohnen. Der Mahler erkannte seine Schwachheit, und sagte ihm: Er würde allen Fleiß anwenden, ihm zu dienen. Er schätzte seine Arbeit, und bestimmte den Tag, wenn der Landmann wieder kommen sollte. Er kam zur Stund, wie sie miteinander verstanden waren: Er fand aber das Bild nicht in der Größe, wie er es verlangt hatte. Er sagte dem Mahler: Herr! ihr habt nicht gemacht, was ich von euch begehrt habe: Ich sehe auf den Blättlein nur das Bruststuck, und die untern Theile sehe ich nicht. Der schlaue Mahler antwortete ihm: Mein Freund! die Füsse an einen Menschen sind, die ihn groß machen. Ich habe den Leib sitzend gemalen, die Füsse hangen hinunter: und mit diesem war der Landmann zufrieden, und zahlete dem Mahler, was sie untereinander bedungen hatten.

Von einem berühmten Mahler,

Welcher öftere Besuche hatte von vornehmen Herren. Es kam einst eine ganze

Gesellschaft zu ihm, seine Kunststücke zu sehen, die er in den Saal führte, wo verschiedene Gemählde der regierenden Fürsten hiengen, die er alle mit eigner Hand gemahlen hatte. Unter diesen war auch sein eignes Porträt, also gestalt, wie die andern. Die Herren erkannten auf ersten Anblick verschiedene Gesichter, aber des Mahlers Porträt wuste keiner zu errathen. Einer hielt es für eines regierenden Fürstens Porträt: ein anderer für einen commandirenden Feldherrn, nach dem Aufputze mit einem Harnisch, und mit dem Commandostab in der Hand: und darauf antwortete er beständig mit ernsthafter Mine: Meine Herren! weit gefehlt. Endlich sagte einer aus Ungeduld: Wenn er kein Fürst, kein regierender Herr, und kein Feldherr ist, so mag er ein Narr seyn: und dieser mein Herr! bin ich, antwortete der Mahler: Es hat mir also gefallen, mich selbst zu malen.

Von

Von einem Mann, der mehr als eine Mücke im Kopf hatte.

Dieser machte eine weite Reise von = = bis Wien in Oesterreich, um den Einzug des türkischen Großbothschafters in dasige Residenz zu sehen. Er kam allda etliche Tage vor den Einzug an, und unterhilt sich bald da, bald dort mit Visiten nach seinen mitgehabten Addressen. Den letzten Abend kam er zu einem Spiel, und gegen früh Morgens erst nach Hause. Er wollte ein wenig ruhen, und befahl seinem Kammerdiener, daß er ihn zur Zeit, wenn der erste Zug in der Nähe seyn würde, wecken sollte. Der Kammerdiener that es. Als er den Vortrab sah, meldete er es seinem Herrn. Dieser antwortete ihm im Schlaf: er möchte ihn noch ein wenig ruhen lassen, bis der Zug des Bothschafters in der Nähe seyn würde. Dieser kam, und der Kammerdiener meldete es im vollen Lauf seinem Herrn, der ihn aber mit Unwillen abwieß: Er sollte ihn doch schla-

sen lassen. Bald darauf kam der Kammerdiener wieder, und sagte ihm, daß der ganze Zug vorbey sey. Als er dieß hörte, stund er vom Bette auf, und befahl, daß man um die nöthigen Pferde auf die Post schicken sollte, welche auch gar bald vor seiner Wohnung erschienen sind: und er reisete, ohne sich einen Augenblick mehr aufzuhalten, oder sich von Jemand zu beurlauben nach == zurück. Zwo Entschliessungen eines Mannes, wenn anderst die Erzählung keine Fabel ist, der weder die Welt, noch sich selbst achtete, oder sich höher schätzte, als er sich schätzen sollte.

Von drey reisenden Studenten.

Welche zur Nacht- und Winterzeit einen Wald durchwanderten. Sie wurden so müde, daß sie nicht weiter kommen konnten. Sie legten sich unter einen mit Schnee bedeckten Nußbaum auf die Erde. Ihre Mäntel dieneten ihnen für Decken und Unterlage. Sie schliefen bis frühe Morgens, ausser einem, der seitwärts einschichtig lag,

und den das Unglück getroffen, in der Nacht von einem durch die Last des Schnees entzwey gebrochenen Ast erdrückt zu werden. Die andern giengen des Morgens ganz betrübt nach Hause, um seinen Freunden davon Nachricht zu geben. Nach ihrer Ankunft setzte sich einer zum Schreibtisch, und machte auf den Verunglückten folgende Verse:

Nix erat in sylvis: *nucis* arbore *nocte* premebar:
Sic mihi *nix*, *nux*, *nox*, *nex* fuit ante diem.
Die Wälder warn mit Schnee, und ich vom Nußbaum überdeckt:
Vier X entseelten mich, eh mich der Morgen hat geweckt.

Eine wälsche Erdichtung von einem blesirten deutschen Soldaten.

Dieser kam aus einer Schlacht zurück in eine Stadt mit abgehauener Nase, die nur ein wenig noch an der Haut hieng, und suchte Hülf bey einem Wundarzt. Als sie wieder angeheftet war, warnete ihn der Arzt, daß

er

er keinen Wein trinken sollte. Der Soldat, der nur was weniges wälsch verstund, fragte: Was? was? und der Arzt wiederholte die Worte: Signore! nikis Wein trink, perche ꝛc. Wie? sagte der Soldat: Nix Wein trink? Nix Wein? nix Naß: und riß sich die Nase wieder vom Gesichte ab, und wollte lieber keine Nase haben, als keinen Wein mehr trinken.

Eine Geschichte von alten Zeiten.

In gewissen Welttheilen sind voriger Zeiten die Mächtigern die Richter und Herrscher im Lande gewesen. Wenn es zu einem Streit kam, muste der Kläger seine Rechtssache in tiefster Neigung dem Richter überreichen. Wer die Schrift nicht mit Goldsand bestreuete, hatte schlechte Ausrichtung zu hoffen. Der Richter pflegte sie in der Hand zu wiegen, so bald sie ihm übergeben wurde. In Bemerkung einer Zulage sagte er dem Supplicanten: Wir wollen sehen, ob euer Anbringen das gehörige Gewicht hat? Das Gewicht bestund in guter Zahl

unbeschnittener Ducaten. Es soll dieser Brauch bey Barbarn noch nicht völlig abkommen seyn.

Auri sacra fames! quo non mortalia
cogis pectora?

O seltner Hunger nach Goldstrahlen,
Die viel Geschöpfe machen fallen!
Dort ist fast allgmein diese Seuch,
Die Reichen thuns den Bettlern gleich.

Von Gerichtsämtern.

Es sind die weltlichen Richter unserer Zeiten so wenig als die Gewissensräthe um ihre Ehrenämter zu beneiden. Der sich nicht wohl vorsieht, lauft Gefahr, selbst gerichtet zu werden. Es sucht mancher eine Gerichtsstelle, wozu er von Geburt aus unfähig ist. Wer tiefer einsieht, wünschet davon loß zu seyn. Die erfahrensten Männer förchten die Gerichtsstuben. Ein Richter wuste einst nicht, die Partheyen auseinander zu setzen, da gewisse Umstände dem Gesetze entgegen stünden: Er gab eine Tag-

satzung

satzung auf ein Seculum, auf hundert Jahr hinaus, wo er über ihre Rechtshändel sprechen wollte. Dieser Aufschub wird schwerlich seyn weiter erstrecket worden. Er wollte lieber nicht sprechen, als ungerecht sprechen.

Von einem berühmten Partheygänger,

Der als gemeiner Soldat von der Pike auf diente. Er wurde nach seinen Verdiensten immer höher befördert. In einer Schlacht hatte er das Unglück durch einen Canonenschuß beyde Schenkel zu verlieren. Er wurde unter sein Zelt gebracht, und als die Wundärzte kamen, sagte er zu ihnen: Sehet mich Elenden hier! ich habe diesen Morgen Leib und Seel GOtt anbefohlen, und auf die elenden Beine habe ich vergessen. Er scherzte noch in seinem Unglück, oder er wußte vor Schmerzen nicht, was er sagte.

Von zween lutherischen Schneider-jungen.

Welche bey einem Meister ihres Glaubens in lutherischen Landen gedienet haben. Sie hatten nicht Brod genug sich satt zu essen. Sie dankten ab, und reiseten in ein anders Land. Nach ein paar Tagen kamen sie in eine Gegend, müde und matt, wo einige Bäume auf der Strasse stunden. Einer sagte zum andern: Camerad! hier wollen wir ein wenig ausruhen im Schatten dieses Gesträuches. Sie setzten sich zusammen. Einer sah hin und her, und erblickte gegenüber ein Kreutz, worauf Christus in Holz gebildet hieng, ganz mager ausgehauen, dergleichen sie noch nie gesehen hatten. Schau! schau! sagte er zum andern: dieser arme Mensch muß gewiß auch bey unsern Meister gedient haben. Er sieht noch magerer aus, als wir aussehen.

Vom Teufel im Sack.

Ein Mann, der in seiner Armuth sich nicht mehr zu helfen wußte, gieng in eine

Stadt

Stadt mit einem leeren Sack. Er ließ durch den Trommelschlag seine Ankunft, und zugleich bekannt machen, daß er den Teufel bey sich habe, den er ihnen zeigen wollte. Er nahm die Einkehr in einem Wirthshaus, wo er drey Zimmer vor sich hatte. In dem ersten Eingangszimmer versammlete sich das Volk, so den Teufel sehen wollte: in das zweyte zog sich der Mann mit dem Teufel, und das dritte dienete für jene, die den Teufel schon gesehen hatten. Er ließ einen nach dem andern hineinkommen, und jeder muste in den leeren Sack hinein schauen. Er fragte den ersten, ob er den Teufel sähe? und dieser antwortete ihm, er sähe nichts: Eben das ist der Teufel, erwiederte er, daß man in dem Sack nichts sieht. Er fiel ihm zu Füssen, und bat ihn, was er bitten konnte, er möchte mitleidig seyn, und keinen Lärm machen. Der Burger erbarmte sich seiner, und gieng in das letzte Zimmer hinein, so keinen Ausgang hatte, und zahlete ihm was gewisses für die Beschau. Das nämliche that er auch mit andern: und wie er glaubte auf einige Zeit zu leben zu haben, gieng er

zur Thür hinaus, und sagte denen im forderen Zimmer: Er wollte noch ein anders Stuck holen, welches seltsamer als das erste wäre, und gleich wieder zurück kommen. Unterdessen machte er sich aus dem Staube. Um Mittagszeit fieng eine Parthey und die andere an, ungedultig zu werden: sie öffneten die Thüren, und erzähleten einander, was geschehen ist, und einer lachte des andern.

Von einem Brunn in Griechenland.

Dieser hatte die Kraft, die Verunglückten wieder zurechte zu bringen, wenn sie sich nur einmal darinnen badeten. Ein Dichter rufte auf:

Ach wär der Brunne noch auf Erden,
Ich wollt ein reicher Badmann werden.

Von einem Mittagmahl, so nur in einer Speise bestund.

Verschiedene neapolitanische Edelleute unterredeten sich, daß sie auf einem Landgut

ihr

ihr Mittagmahl halten wollten. Ein jeder brachte eine Speise nach seinem Gout mit sich. Als die Gesellschaft beysammen war, deckten sie die Speisen auf, und siehe! unter dreyßig und mehr Aufsätzen war nichts anders auf der Tafel zu sehen, als Macheroni, lange durchlöcherte Käßnudeln, auf unterschiedliche Art zugerichtet, von welchen auch wenig oder nichts übrig blieb, was die Bedienten hätten geniessen können. So lieb ist der Nation diese Speise, daß wenige Gastereyen vorbeygehen, wo die Tafeln nicht mit Macheroni besetzt sind.

Von einer andern Speise, welche die Lombarder lieben.

Ein Herr dankte seinen Koch ab, der nicht viel mehr wußte, als aus Holz Aschen zu brennen. Es meldete sich statt seiner ein anderer von gutem Ansehen bey ihm an. Der Herr stellte ihm unterschiedliche Fragen: unter andern wollte er wissen, welche die kostbarste Speise wäre, die er zu machen wußte? Er antwortete ihm: Herr! ich will euchs

sagen, aber es braucht mehr als zwey Worte, die Beschreibung davon zu machen. Es ist kein Koch in dem orientalischen und occidentalischen Steyermark, der diese Speise besser, als ich zuzurichten weiß. Er fieng an die Polenta zu beschreiben, und so oft er die Speise nennte, schluckte er das Wort in sich hinein, als ob er sie schon untern Zähnen hätte. Dieses machte den Herrn begierig, daß er von ihm begehrte, er möchte ihm alsogleich diese Speise zurichten. Er gieng in die Küche, und verlangte 24. Säcke, oder Metzen türkischen Weitzen, einen Centner Butter, und mehr andere Sachen in gleicher Maaß: und da man ihm sagte, es wäre nicht so viel vorräthig in der Küche, nahm er Abschied, und sagte, er würde wieder kommen, ihrem Herrn zu dienen, wenn die Küche würde besser versehen seyn. Aus diesem erkannte der Herr vom Haus, daß er mit keinem Koch, sondern mit einem Narren zu thun gehabt hatte.

Von

Von einem einfältigen Weinhändler.

Dieser gieng mit seinem Kellergehülf aufs Land, Wein zu kaufen. Er fand bey einem Landmann etliche Fässer guten Wein. Er handelte ihn, und zahlete davor die Helfte des Geldbetrags, mit der Versicherung, daß er die andere Helfte bey seiner Wiederkunft zahlen würde. Er petschirte indessen die Fässer, und überließ sie der Obsorg des Landmanns. Etliche Wochen hernach kam er wieder mit seinem Gehülf, und brachte die Fuhren mit, um den erkauften Wein nach Hause zu führen. Er nahm die Siegel ab von den Beilen, und fand, daß fast der dritte Theil Wein in jedem Faß mangelte. Der Kellermann sagte zu ihm: Herr! ich weiß wohl, wo wir gefehlt haben. Wir haben alle Fässer oben petschirt, und die Zapfen hat der Herr vergessen zu siegeln. Wie? wie antwortete der Handelsmann: ich hätte nicht geglaubt, daß du so dumm seyn könntest: es fehlet ja nicht unten, es fehlet oben, wo ich die Fässer petschirt habe.

So bhielt der dumme Hanns zu seinem Schaden recht,
Weil er der Herr im Haus, und jener nur sein Knecht.

Von einem andern dummen, doch glücklichen Mann.

Ein alter Bedienter, der sich vor Dicke kaum mehr rühren konnte, und bey einem Hofherrn in Diensten stund, erfuhr, daß eine Lauferstelle bey Hof ledig sey. Er bat seinen Herrn, er möchte ihm bey dem Fürsten diese Stelle zuwegen bringen. Du alter Narr! sagte ihm der Minister: bist du im Stande einen Laufer abzugeben? du kannst dich ja vor Alter und Dicke nicht mehr bewegen. Herr! wiedersetzte der Bediente: Es sind viele Laufer bey Hof: wenn ich nicht laufe, so werden schon andere statt meiner laufen. Ich bin zufrieden, wenn ich den Sold eines Laufers habe. Ich lasse laufen, wer immer laufen will. Der Minister hatte eben selbigen Tages Gelegenheit mit dem Fürsten zu reden, und gab ihm des Bedien-

ten Memorial zu lesen: und das Glück wollte dem Mann, daß ihn der Fürst, gegen alles Einreden des Ministers, zum Laufer machte, ohne daß er jemals laufen durfte.

Das Glück auf Abweg führt: schau dich darnach wohl um:
Bleib nicht auf grader Bahn, sonst hält man dich für dumm.

Von einem verwirrten Edelmann.

Dieser lag ohne Hofnung aufzukommen, und so schwach er war, wollte er noch groß thun. Er ließ seine Freunde zu sich kommen, und befahl ihnen, auf seine Grabstelle dieses Epitaphium zu setzen: Don ꝛc. ist gestorben, weil er gewollt hat: Hätte er nicht gewollt, so wäre er nicht gestorben.

Man wünsche sich verrückt in letzter Stund zu seyn,
So schläft man mit Geduld, mit gutem Willen ein.

Besuch der Narren.

Eine Gesellschaft junger Leute giengs in das Narrenspital zu = = um die eingesperrten Narren zu sehen. Beym Eintritt kam ihnen ein Mann entgegen, wohl gekleidet, und vom guten Ansehen. Er gieng auf sie zu, und sprach zu ihnen: Meine Herren! sind sie curiös die Narren in diesem Spital zu sehen? ich will sie begleiten, und sie sollen sie alle kennen lernen. Sie hielten ihn für den Spitalmeister, und folgten ihm nach. Als sie in die Gegend kamen, wo die Narren auf einem Haufen beysammen waren, fragte er die Compagnie, ob sie den grösten von allen Narren sehen wollten? Sie möchten nur gegen den Ofen hinsehen, da säß der erste von allen, so viel ihrer im Spital sind. Einer von der Gesellschaft fragte ihn, was er dann für Narrheiten im Kopf habe? und er antwortete ihm: Dieser Narr ist also verrückt, daß er glaubet GOtt Sohn zu seyn, und ich, der ich der Vater bin, kenne ihn nicht. Diese Antwort gab

un=

unverhoft ſtatt einen zween groſſe Narren zu erkennen, und die jungen Leute wuſten nicht, welchen ſie für den gröſten halten ſollten. Sie wagten ſich nicht weiter unter den Schwarm hinein, weil ſie höreten, daß einige darunter toll, und nicht anderſt, als durch geflochtene Knotten könnten gebändiget werden. Der Mann führte ſie wieder zurück, und beym Abſchied ſagte er ihnen: Sehen ſie ſich noch einmal um, meine Herren: wenn ſie wieder kommen, werden ſie das Spital um viel erweitert ſehen: ich laſſe es bauen, denn ich weiß, daß es viele Witzlinge giebt, die noch frey herumlaufen, und närriſcher ſind, als die ganze Geſellſchaft in dieſer Klauſe iſt.

Es fehlt auch Narren nicht
Zuweiln am heitern Licht.

Wirkung einer Ohrfeige.

Einem Uebelthäter wurde der Tod angekündet in Faſtnachtstägen, und es war kein Mittel, ihn zur Buß und Reue zu bringen. Anſtatt der Bekehrung fluchte

und

und läſterte er, und ſpie allen ins Geſicht, die ihm von der Buſſe redeten. Als der Biſchof ſelbigen Orts davon hörte, nahm er die Larve vors Geſicht, und gieng zu ihm in das Gefängniß, in der guten Meynung, die Seele dieſes verwirrten Menſchens zu gewinnen. Er gab ſich alle Mühe, ihn zurecht zu bringen, aber vergebens. Er näherte ſich ihm, mit dem Crucifix in der Hand: und alsbald riß es der Verzweifelte ihm aus der Hand, und warf es zu Boden. Dieſe Verwegenheit machte dem Biſchof die Geduld vergehend. Er hob das Kreutz von der Erde auf, und zugleich gab er dem Unglückſeligen eine derbe Ohrfeige, daß er unter die Bank fiel, mit dem Zuſprechen: Geh, nichtswürdige Seele in das Höllenfeuer: GOtt liegt wenig daran, ob er dich ſelig, oder verdammt ſieht. Ich, der ich Biſchoff allhier bin (er nahm ſeine Larve vom Geſicht ab) habe mich gewürdiget, zu dir zu kommen, um dich zu bekehren: itzt überlaſſe ich dich dem Gericht, und der Rache GOttes. Denk nicht, daß ich wieder kommen werde: und darauf öfnete er die Thür,

um fortzugehen: und augenblicklich rufte ihm der Elende nach, er möchte ein wenig verweilen: Er wollte Buß thun: er verrichtete die Beicht, und starb als ein wahrer Büsser.

Eine Fabel vom verwundeten Löwen.

Alle Thiere erschienen täglich vor dem Thron ihres Königs, sich seines Zustandes zu erkundigen: der Fuchs allein blieb zurück an der Thür stehen, und beobachtete, was bey diesem Besuch vorgieng. Er sah einst den Wolf ganz nahe am Thron stehen. Der König fragte ihn, ob er nichts rieche von der Fäulung seiner Wunde? Er antwortete unbedacht, daß er einen üblen Geruch verspüre. Der König ergrimmte über diese Antwort, warf ihn bis zur Thür des Saals von sich weg. Als der Fuchs ihn vor seinen Füssen liegen sah, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Der Wolf suchte sich an ihn zu rächen. Er näherte sich aufs neue dem Thron, und sagte dem König: Sehen

Sehen sie, mächtigster Herr! gegen die Thür zu, wo der Fuchs lachend ihrer Hoheit spottet. Alle Thiere haben ihre Pflicht beobachtet, nur er hat sich vor ihren Thron noch nicht sehen lassen. Der König ließ rufen: und er erschien alsbald zu seinen Füssen, und entschuldigte sich, daß er bisher das Herz nicht gehabt hätte vor seinen Thron zu kommen. Es kränkte ihn viel zu sehr, seinen Herrn und Fürsten leiden zu sehen. Er gieng etwas näher: und der König machte die nämlichen Fragen an ihn, wie an Wolf. Er antwortete ihm: Herr! ich hab schon eine lange Zeit die Schnuppe, und rieche im geringsten nichts. Mit diesem zog er sich aus dem Netze, so ihm der Wolf gelegt hatte. Bald darauf sagte der Fuchs dem König ins Ohr, daß er ein bewehrtes Mittel wußte, seine Wunde zu heilen. Der Löw hörte, daß die Wolfshaut darvor gut sey. Er machte sich auf die Füsse, und zerriß den Wolf in Stücke: brauchte die Haut zum Umschlag, und in wenig Stunden war

ihm

ihm geholfen. Sehet die Belohnung eines übel gesinnten rachgierigen Verräthers.

Eine andere vom Wolf und Fuchs.

Diesen Raubthieren gieng es sehr übel, als die Kälte über die gewöhnliche Winterszeit hinaus daurete. Der Fuchs dachte auf einen desperaten Streich, und war schon gerichtet, dem Wolf auf den Nacken zu springen: Er besann sich aber eines andern, da er sich die Gefahr vorstellte, wie es wohl möglich wäre, daß ihm der Wolf könnte Meister werden. Er suchte vielmehr seine Freundschaft, und tröstete ihn, daß er gar bald ein Mittel finden würde, ihn und sich zu retten. Weil sie kein Fleisch haben konnten, wollten sie Fische speisen. Es war in der Nähe ein überfrorner Teich mit vielen runden Löchern, die man geöfnet, um den Fischen Luft zu machen. Da wollte der Fuchs mit einem Körblein seine Kunst zeigen, so er bey einer Bäuerinn ausgeborgt hatte. Er band das Körblein

an seine Ruthe an, und so oft er es ins Wasser ließ, so fiel es wieder von der Ruthe ab. Er konnte es (oder er wollte es) nicht fest genug binden, daß es halten sollte. Dem Wolf vergieng der Lust länger zu zusehen. Der Hunger nahm überhand: und er sagte endlich zum Fuchs: probire es an meinen Schweif: vielleicht hält es besser, als an deiner Ruthe. Dieß war dem Fuchs eben recht. Er band ihm das Körblein fest an, und der Wolf gieng, ohne sich weiter mit dem Fuchs zu unterreden, gerade dem Loch zu. Weil das Körblein nicht schwer genug war, legte der Fuchs einige Steine darein, die es mit dem Schweif unter das Wasser zogen. Der Wolf hielt, was er halten konnte. Er wollte öfters den Korb heraus ziehen, so der Fuchs aber verhinderte, und ihm die besten Worte gab, daß er nur ein wenig noch halten sollte: sie würden gewiß einen guten Fang thun. Es stund nicht lang an, so konnte der Wolf seinen Schweif nicht mehr loß bringen, und sich vor Kälte kaum mehr rühren. Der Fuchs stellte sich, als ob er ihm helfen wollte, und faßte ihn bey der

Kehle

Kehle, und machte ihm den Garaus. Diese Beute taugte ihm sowohl, daß er etliche Täge statt Fisch Fleisch speisen konnte. Der Wolf hatte eben dieses Absehen, aber er war nicht geschickt genug es auszuführen. Er war ein Wolf und kein Fuchs.

Nicht bald ein Sieg, noch eine That,
Die ohne List gerathen hat.

Von einem Insulaner Burgersmann,

Der mit seinem Freund eine Reise machte, die vornehmern Städte in der Lombardie zu sehen. Er kam nach Mantua, allwo er mit einem Wagen bedient wurde, diese weitschichtige Stadt zu betrachten. Er glaubte, daß in einem Wagen das nämliche sich thun ließ, was man in einer Gundel in einem Schifflein, auf den Lagunen zu thun pfleget. Er streckte seinen Fuß durch das Wagenfenster gegen ein Haus, an die Mauer an, um zu verhindern, daß der Wagen nicht an das Eck anstossen sollte, und er brach sich im gähen Fahren den Fuß ent-

zwey. Sein Camerad, der auf ihn keine Acht hatte, kam darüber in halbe Verzweiflung, und wußte sich sogleich nicht zu helfen: doch fand er zum Glück einen Wundarzt in der Nähe, der ihn in die Cur nahm. Nach angelegten Banden sollte er etliche Täge ruhig auf einer Stelle liegen bleiben, aber es half kein Zusprechen: seine Schmerzen nahmen überhand, so daß er keinen Augenblick mehr in einer so unglückseligen Stadt bleiben wollte. Er besorgte, daß er auch im Bette den Hals brechen könnte. Er wurde auf ein Schiff gebracht, und von seinem Freund wieder nach Haus geführt. Nach überstandener Cur war er nicht mehr zu überreden, andere Städte, als seine Geburtsstadt zu sehen.

Von einem Tyroler, und einem Venetianer,

Welche gefragt wurden, was Glaubens sie sind? der erste antwortete: Ich bin ein Tyroler. Der andere sagte: Ich bin ein Venetianer, und ich bin auch ein Christ.

Beyde

Beyde haben gut geantwortet. Der Tyroler hatte recht, daß er vorausſetzte, ein Tyroler zu ſeyn: Er glaubte damit das nämliche zu ſagen, als wenn er bekennete, ein katholiſcher Chriſt zu ſeyn: dann in ſeinem Land von keiner andern Religion als von katholiſcher zu hören iſt. Und der Venetianer hatte auch recht, daß er antwortete, ein Venetianer zu ſeyn: wäre er kein Venetianer, ſo könnte er ein Ketzer ſeyn. Marcus iſt kein Freund der Unglaubigen.

Von einem Kutſcher, der ein Medicus werden will.

Dieſer dienete einem Medico über zwanzig Jahr lang als Kutſcher. Er ſah, daß verſchiedene junge Leute, die, ſeiner Meynung nach, nichts anders thaten, als daß ſie mit ſeinem Herrn herum fuhren, auch öfters ohne ſeiner, die Kranken beſuchten, durch ihn ihr Glück machten. Er gieng zum Medico, und ſagte ihm: Herr! ihr macht ſo viele junge Leute zu Doctors, die kaum ein Jahr bey euch ſind: denkt auch auf mich,

der ich euch schon so viele Jahre zu Kranken führe, und helfet mir zu einem andern Brod; Ich bin satt meines Handwerks, einen ewigen Kutscher abzugeben: brauchet mich als einen Practicanten ꝛc. Der Medicus antwortete ihm ganz ernsthaft: Suche nur einen andern Kutscher an deine Stelle, ich will dir helfen: aber du mußt auf alles wohl Acht haben, was ich thue, wenn ich die Kranken besuche. Der Medicus vertraute seinen Patienten, was er mit dem Kutscher vorhatte. Er nahm ihn ein paarmal mit sich, dann schickte er ihn allein, sie zu besuchen. Das erste, was er zu beobachten hatte, war, den Patienten einen guten Morgen zu wünschen: das zweyte, sie zu fragen, wie sie geschlafen haben? das dritte, den Puls zu fühlen, und die Patienten einer baldigen Besserung zu vertrösten: und letztlich das Frühstück zu nehmen, wie es der Medicus selbst einige Täge auf den Schein genommen hatte. Die ersten Besuche eckelten ihm zwar, doch that er sich Gewalt an, und ließ nichts zurück, um sein Glück nicht zu verscherzen. Folgen-

genden Tage vertiefte er sich zu viel, und dieses kehrte ihm den Magen um: und er fuhr ohne weitern Besuch nach Hause, und bath seinen Herrn, er möchte einen andern Practicanten statt seiner schicken: er könnte sich die Frühstücke der Aerzte nicht angewöhnen: Es wäre seiner Natur zuwider. Tags darauf gab er alles wieder auf, und blieb bey seiner alten Handthierung, was er schon so viele Jahre getrieben hatte. Er beneidete auch keinen Practicanten mehr um ihr Glück: sie mochten bis auf den Grund hinabsehen, sein Magen verkochte derley Frühstücke nicht.

Von einem Wanderer, den sein Reißgeld nicht flecken wollte.

Dieser machte sich an einen Juden in einem Gasthause, von dem er hörte, daß er Frühmorgens ein paar Stunden weit verreisen wollte, um einige Schulden einzubringen. Er nennte den Ort, und der Wanderer sagte ihm, daß seine Reise eben

dahin gieng, sie wurden um Mittagszeit zusammen treffen. Er wünschte ihm gute Verrichtungen. Dieser machte sich vor Tags auf, der Jud folgte ihm etwas später nach, und der Wanderer setzte sich auf der Strasse in einem Wald nieder, den sie passiren musten. Er zog ein Spiel Karte aus der Tasche, und theilte das wenige Geld, so er noch übrig hatte, in zween Theile. Ein gleiches that er auch mit der Karte. Als der Jud nachkam, erkannte er den Wanderer, und fragte ihn, was er da vorhätte? er antwortete ihm: Du kommst eben recht! schau! da habe ich aus Langweil mit deinem Stammvater dem Abraham gespielt, und gegen ihn so viele Groschen verlohren, und er will von mir nichts annehmen. Ich will nichts schuldig bleiben: nimm du es zu dir, und gieb ihms, wenn du mit der Zeit zu ihm kommst. Der Jud weigerte sich anfänglich das Geld anzunehmen, aber er ließ sich endlich überreden, in Meynung, daß er mit einem verrückten Menschen zu thun hätte. Des Abends fand sich der Wanderer wieder allda ein, und bald hernach kam auch

der

der Jud zurück. Er wunderte sich über den Wanderer, daß er ihn schon wieder im Spiel antraf. Er fragte ihn, ob er glücklicher sey Nachmittags, als er Vormittags gewesen ist? und er antwortete ihm: ja, das Blat hat sich gewendet. Ich habe funfzig Thaler vom Abraham gewonnen: du wirst so gut seyn, und wirst sie mir statt seiner zahlen. Der Jud wollte seines Wegs fortreiten, der Wanderer aber hielt ihm das Pferd auf, und nöthigte ihn abzusitzen. Es kam zum Ernst, und der Jud fieng an zu capituliren, und bot ihm erstlich zehn Thaler an, die der Wanderer aber nicht annehmen wollte. Er bot ihn zwanzig Thaler an: auch diese waren ihm zu wenig. Es müsten funfzig Thaler] seyn, sonst wäre er des Todes. Der Jud nahm seinen Beutel in die Hand, und erkaufte sein Leben mit funfzig Thalern. Der Wanderer dankte ihm davor, und setzte sich auf des Juden sein Pferd, mit dem Versprechen, daß er es in wenigen Tagen wieder zurück schicken wollte. Es geschah auch also, und der Wanderer, der mit des

Abraham seinem Geld sein Glück machte, schickte nach wenigen Jahren auch die funfzig Thaler wieder zurück. Ohne diesen Ersatz hätte es ihm bey Entdeckung seiner schändlichen That übel ergehen können.

Von fürchterlichen Geistern.

Es ist eine bekannte Sache, daß der Höllengeist in Mohrenland weiß, und in europäischen Ländern schwarz gemahlet wird. Seit dem die Schwarzen sich in Aethiopien verflogen haben, ist zwischen Menschen, und Geistern wenig Unterschied mehr. Sollten die weissen Geister auch in Europa sich herüber schwingen, würden sie hier Landes so fürchterlich, als in Aethiopien die Schwarzen. Die Römer pflegten einander ins Ohr zu sagen, wenn ihnen ein böser Mann entgegen kam: hic niger est, hunc tu Romane caveto. Dem schwarzen Gsicht vertrau dich nicht. Ein anderer sagte einem Deutschen ins Ohr: Et tu albam faciem Germane caveto.

Trau nicht: der Grund ist schwarz, mit weissem Flor bedeckt:
Sieh nur was tiefer ein, ein Schalk darunter steckt.

Zuviel vertraulich seyn setzt dich in Dienstbarkeit:
Drum soll in dir, mein Freund! nur herrschen Freundlichkeit.

Eine Wette zwischen einem Studenten, der die Jägerey liebte, und einem verdächtigen Jäger.

Der Jäger rühmte sich, auch studirt zu haben. Er fragte den Schüler, ob er wohl wüßte, welches Wort in lateinischer Sprache das längste sey? Er antwortete ihm: ich will mich darüber bedenken. Der Jäger gab ihm drey Täge Bedenkzeit, und dann wurden sie beyde eins: wer das Wort errathen wird, dem soll der andere ein Jahr lang in allem nach seinem Willen thun. Der Jäger glaubte den Schüler schon im Netze

zu

zu haben, und rückte mit folgendem Wort heraus: Inhonorificabilitudinationibus. Der Schüler, der da wußte, daß einem jeden Wort das Wörtlein que kann beygesetzt werden, wiederholte das nämliche Wort, und sagte: Inhonorificabilitudinationibusque. Mit diesem gewann er die Wette, und schafte alsbald dem Jäger, daß er ihm noch vor Mitternacht von allem Feder- und andern Wild auf Erden, auch von allen Thieren in dem Meer, von jeder Gattung zwey Stücke lebendig überbringen, und damit das Jahr hindurch täglich continuiren sollte. Er nahm davon, was er vor sich und seiner Freunde Haushaltung nöthig hatte, und das Uebrige muste der Jäger hin und wieder zu Markt bringen, und dem Schüler das Geld dafür einliefern. Ehe noch das Jahr um war, dachte der Jäger den Schüler mit was andern zu verführen. Er kam des Abends zu ihm, da er in einem Historienbuch bey einem kurzen Trumme Warlicht las. Er fragte ihn, ob er die nämliche Wette mit ihm eingehen wollte, nicht

mehr auf ein Jahr, wie das erstemal, sondern auf Lebenszeit, daß er dieses Buch auslesen wollte, ehe noch das kleine Trumm Licht ausbrennen würde. Der Schüler schlug ein, und der Jäger war in so vielen Minuten schier auf der Helfte des Buchs. Als der Schüler dieses sah, löschete er das Licht aus, und der Jäger verlohr damit auch die zweyte Wette. Dieß ist zuviel, sagte er, und gab sich zu erkennen, wer er sey:

Ich bin ein Höllengeist, der viel zum Fall gebracht:
Ein junger Schüler mich zweymal zu Schanden macht.

* * *

Vermeide die Gefahr, der Feind denkt nur auf Rache:
Die Wett mit diesem Geist ist kein erlaubte Sache.

Von

Von der Furie eines Gasconiers.

Der sich in einem Gasthaus mit so viel andern fremden Gästen an einer Freytafel befand. Dieser Großsprecher ließ Niemand zur Rede kommen. Er trank etliche Gläser Wein, von dem er ein Liebhaber war, und dann fieng er an, sein Naturel zu beschreiben. Meine Herren! sagte er: Es soll ihnen zur Warnung dienen: ich habe gewisse Augenblicke, wo ich im Zorn meiner nicht mächtig bin. Was mir unter die Hände kommt, zerschmettere ich, wenn es auch vom Eisen wäre: ich zerreisse und zertrette alles. Der Nächste an ihn bey der Tafel wagte es, nicht ohne Forcht, ihn zu fragen: Herr! sagt mir zur Gnade: kommt euch dieser Zorn oft an? Er antwortete ihm: ich will euch die Wahrheit sagen: so lang ich lebe, hat mich diese Raserey noch nicht angefochten, doch bin ich keinen Augenblick davor sicher. Und gleich darauf fiel er auf andere Gasconaten, die dieser nicht viel ungleich waren: und dem Freund, der ihm am nächsten saß, vergieng nach und

nach die Furcht, von ihm zerrissen, oder zerschmettert zu werden.

Vom Nämlichen.

Während der Tafel tratt ein fremder Deutscher ein. Dieser rufte den Wirth, und begehrte ein Mittagmahl. Der Wirth bediente ihn mit etlichen Speisen an der nämlichen Tafel. Der Deutsche sagte ihm ins Ohr, er möchte einen Zahnarzt rufen lassen. Er schickte nach einem: unterdessen setzte sich der Fremde zu Tische. Der Gascönier brachte ihm ein Glas Wein zu, und er that ihm Bescheid. Er machte sich immer vertraulicher mit ihm, und endlich wurden sie miteinander eins, daß ein jeder drey Gesundheiten trinken, und einer des andern Bravour nachthun sollte. Der Deutsche schlug ein, und der Gascönier nahm ein Glas Wein in die Hand, und trank die Gesundheit seines Fürstens, und riß sich zugleich eine Spitz Manchette von der Hand ab. Mit dem zweyten Glas die zweyte, und mit dem dritten das Halstuch in Stücke. Das

Nämliche that auch der Fremde, und bald darauf nahm er ein Glas, und trank die Gesundheit seines Souverains, und warf das Glas über den Kopf hinaus: dann rufte er den Zahnarzt, der schon zugegen war, und schafte ihm einen Zahn auszureissen. Er trank das zweyte Glas, und ließ sich wieder einen ausbrechen. Endlich nahm er das dritte Glas, und bevor er es an den Mund setzte, rufte er den Zahnarzt wieder, und zeigte ihm den dritten Zahn, den er sich noch wollte ausreissen lassen. Als der Gasconier dieses sah, floh er zur Thür hinaus, in Meynung, er habe mit einem Mann zu thun, der von Sinnen gekommen, und sich alle Zähne, so viel er im Maul hatte, wollte ausreissen lassen. Er kam auch nicht wieder zurück, bis der Deutsche abgereißt war.

Von einem andern.

Der nach == reisete, und glücklich dahin kam. Er nahm die Einkehr in einem der vornehmsten Gasthäuser. Der Wirth kam alsbald zu ihm, und fragte ihn, woher er kam?

käme? und er antwortete ihm: Er käme von da und da her. Also haben sie den Wald = = = durchreisen müssen, sagte der Wirth, woher kurz vor ihnen einige angekommen, die hier wohnen, und von Räubern sind ausgeplündert worden. Sie können vom Glücke sagen, daß sie ihnen nicht auch in die Hände gerathen sind. Wie? glücklich? erwiederte der Gascognier: vielmehr haben sie vom Glücke zu sagen, daß sie mir nicht in die Hände gefallen sind. Sie würden einen andern Mann an mir gefunden haben, als an den Elenden, die das Herz nicht hatten, sich zu widersetzen. Es giebt dergleichen Großsprecher in allen Theilen der Welt. Sie reden alle Sprachen.

Von einem Edelmann und einem Schneider.

Der alle Meister im Kleidermachen übertraf, nur die Beinkleider wollten ihm nicht gerathen. Der Edelmann ließ ihn rufen, und sagte ihm: Lieber Meister! wenn er mich dießmal nicht besser als anderemal be-

dienet, so wird diese die letzte Arbeit von mir seyn. Herr! antwortete der Meister: haben sie Geduld, und lassen mich gehen: ich werde sie gewiß zufrieden stellen. Tags darauf kam er mit den Beinkleidern, die der Edelmann alsogleich anzog, und daran wieder allerhand Mangel fand. Er erzürnete sich darüber, und wollte nichts mehr mit dem Schneider vorhaben. Der Meister glaubte alles gut gemacht zu haben, und widersetzte dem Edelmann: Herr ich weiß nicht, wie es kömmt, daß die Beinkleider auch diß. mal nicht sollen gerathen haben? ich habe sie doch mit allem Fleiß, und recht nach meinem Kopf gemacht. Der Edelmann antwortete darauf mit Unwillen: hätte sie der Meister nach meinem Arschgesicht, und nicht nach seinem Kopf gemacht, so hätten sie gerathen können.

Vom Eißhandel einiger Landleute aus Tyrol,

Welche Nachricht hatten vom Eißmangel in gewissen Städten an der Donau. Sie

schick-

schickten etliche Schiffe ab, und konnten es in den ersten Tagen ihrer Ankunft gut anbringen, aber sie suchten viel Gewinn, und bekamen hernach nicht einmal die Kosten, die sie auf die Schiffe verwendet hatten. Es fiel zur Nachtzeit eine grimmige Kälte ein, so daß alle Schiffe sammt dem Eis in der Donau eingefroren sind, und jedermann konnte Eiß genug haben, so viel man umsonst haben wollte. Des Morgens sahen sie ihren Handel verdorben, und beschlossen bey sich, daß sie künftig weder Freund, noch Feind mehr trauen wollten. In solchen Umständen sind schon mehrere den Tyrolern vorgegangen. Sie haben so wenig als andere Nationen gelernet, zukünftige Dinge vorzusehen. Es fehlt den Montanisten an Klugheit so wenig, als denen, die auf ebenen Lande wohnen.

Von zween ausländischen jungen Philosophen.

Einer syllogirte mit dem andern folgender massen: omnis homo currit, sed Petrus

non currit; ergo Petrus non est homo. Alle Menschen laufen: der Peter lauft nicht; also ist der Peter kein Mensch. Auf dieses Antwortete der Gegner, (vermuthlich scherzweise) in plattdeutscher Sprache, mit Wiederholung des Syllogismi:

Omnis homo currit: eh ven, lat ihn luppen:

Sed Petrus non currit; eh ven lat ihn stan;

Ergo Petrus non est homo, da lat it ihn davor sorga. Und mit diesem nahm ihr Disput ein Ende.

Von einer heroischen That eines Sohns gegen seinen Vater.

Beyde dieneten zu Felde, Vater und Sohn, als Oberofficier unter einem Regiment. Es kam zu einem Treffen, und sie fochten beyde ritterlich. Der Vater wurde von einem feindlichen Schwarm umrungen. Er kam vom Pferd, so ihm unterm Leib todt geschossen wurde. Der Sohn, unweit davon, suchte ihn zu retten, und hieb rechts

und links um sich herum, und drang glücklich im Haufen hinein. Man schoß und hieb auf seinen Vater, der in der Mitte zu Boden lag. Der Sohn rufte laut auf: haltet ein! laßt ihn leben, und hauet mich statt seiner todt, ich bin sein Sohn: und augenblicklich warf er sich vom Pferd herab, und fiel auf seinen Vater hin, um ihn zu bedecken. Die Feinde erstaunten über diese That, und liessen alsbald nach zu hauen und zu schiessen. Man nahm beyde gefangen, und brachte sie vor den Feldherrn, welcher des Sohns Bravour belobte, und ihn und seinen Vater auf der Stelle in Freyheit setzte.

Man blättre durch, die Weltgeschicht,
Die That findt ihres Gleichen nicht.

Von einem Gelübde einer alten Landmutter.

Dieses Weib gieng über Land zu ihrer Base, die sie auf Mittag zu sich geladen hatte. Sie ließ sich allda recht wohl seyn. Die Base gab ihr ein gutes Glas Wein,

der ihr nicht zuwider war. Als sie des Abends in die Luft kam, fieng ihr der Kopf an zu schwindeln, und sie verlohr auch ihr Gesicht: doch gieng sie immer ihres Wegs fort. Sie glaubte so nahe noch nicht an der Brücke zu seyn nächst ihrer Wohnung, und stürzte nebenher im Fluß hinein. Sie schrie um Hülfe, und der Mann kam alsbald zugelofen, und zog sie aus der Tiefe heraus. Sie machte auf der Stelle ein Gelübd, daß sie Zeit Lebens keinen Wein mehr trinken wollte. Wie froh war nicht der Mann dieses zu hören? Sie hielt auch ihr Wort bis den andern Morgen, da der Arzt zu ihr kam. Diesem klagte sie, wie eitel ihr der Magen sey: Sie habe den Wein verredet: Ob er ihr nicht ein anders Mittel wüßte, den Magen zu stärken? Er besann sich nicht lang, und verordnete ihr Früh und Abends ein paar Schluck Brandwein zu thun. Sie folgte seinem Rath, und verliebte sich so sehr in diese Medicin, daß ihr selbigen Tages kaum eine Maaß kleckte. Sie erzählete ihrem Manne, was ihr der Arzt gerathen hatte: Sie gieng hernach zu ihrer Nachbarinn, und

lobte

lobte den Arzt ungemein. Sie hätten noch keinen so geschickten Mann im Markte gehabt. Die Nachbarinn hörete eine Weile zu, und endlich sagte sie ihr: Mein liebes Weib trauet diesem Mann nicht: Er ist schon sehr alt: Er weiß öfters nicht, was er redet. Kaum waren die Worte aus ihrem Munde heraus, so fiel ihr die andere in die Haar, und raufte so lange mit ihr, bis sie das Weib zu Boden brachte. Sie gieng weiter, und raufte wieder mit einer andern Freundin: Sie gieng noch zu zwey andern, und es geschah das nämliche mit ihnen. Endlich traf sie an eine ihres Schlages, mit der sie sich zusammen setzte, und bis auf hellen Morgen etliche Fläschel Brandwein austrank. Sie nahm Abschied, und versprach wieder zu kommen. Sie gieng ihre Wohnung vorbey, und wollte ihre Base wieder besuchen. Sie verfehlte die Brücke in ihrem Weinschlummer, wie vorigen Tages, und fiel wieder im Fluß hinein, und weil sie die Kräften nicht hatte, um Hülfe zu rufen, mußte sie hülfloß ersticken.

Sie sucht ein kühles Grab: der Weinbrand stürzt sie drein:
Es ist ihr eigner Will: selbst segnet sie sich ein.

Vom Bärnfang in hohen Gebirgen.

Es gehen selten mehr als zween Männer auf die Jagd, junge Bären zu fangen. Einer nimmt eine eiserne Reuter, und der andere einen Hammer, und eine Lanze mit sich. Mit diesen Waffen gehen sie den Felsen zu, wo diese Thiere verborgen stecken. Der erste fodert mit gewissen Worten den alten Bären aus seiner Höhle heraus, und er kommt murrend hervor. Sobald er seinen Feind erblicket, stellt er sich auf die hintern Pratzen, und geht auf ihn loß. Dieser in der Nähe eines Schritts macht gegen ihn eine gähe Bewegung mit der Reuter, und der Bär fällt mit beyden fordern Pratzen darein, sich zu wehren. Wo indessen der andere Mann ganz hurtig seinen Hammer brauchet, und dem Bären die Nägel überniedet, so daß er keine Pratze mehr aus der Reuter heraus

brin-

bringen kann. Nach diesem nimmt er die Lanze, und erlegt den Bären. Die Bärin bleibt zurück in ihrer Höhle, die jungen zu bewahren: auf Zurufen aber kommt sie auch hervor, und man verfährt mit ihr, wie mit dem Bären. Sind sie beyde erlegt, so kriecht einer von diesen Männern in die Höhle hinein, und bringt die Jungen, so viel deren vorhanden sind, nach und nach heraus. Ohne Zweifel werden sie noch andere sichere Art haben, als mit eisernen Reutern, junge und alte Bären zu fangen.

Von einem Marktpfarrer.

Dieser hatte seines Bruders Sohn bey sich im Hause, für welchen er sorgte, um ihn irgendwo in einer Amtskanzley zu unterbringen. Ein Mann selbigen Orts meldete dem Pfarrer, daß dieser junge Mensch sich an eine Weibsperson von schlechter Aufführung gewendet habe. Er ließ ihn rufen, und verwies ihm seine Thorheit. Dieser gestund ohne Scheu, daß er sie ehelichen, und damit seine Sünden auf dieser Welt abbüs-

sen wollte. Der Pfarrer erzürnte sich, und sagte ihm: Du toller Kopf! du Einfalt! nimm dir die auferbaulichste, die beste, aus diesem Markt, du kannst mit ihr, und sie mit dir Busse genug thun. Wo hast du die Mittel, sie zu erhalten? geh in dich, und verscherz dein Glück nicht.

Vom Zobelfang auf dem Eißmeer.

Die Häute dieser Thiere kommen nach Deutschland, wie man erzählet, mit einem Kreutzschnitt über den Kopf heraus, das übrige ist unverletzt. Wenn die Fabel Glauben verdienet, so sind hundert und hundert Menschen in zween Haufen getheilt, welche von dem Fang dieser Bürgmäuse sich nähren: Eine Rott dieser Menschen, wie die andere, verbergen sich in Wäldern auf hohen Bergen nächst am Eißmeer: Und wenn sie sehen diese Thiere da und dort zusammen laufen, und dem Meer sich nähern, und eine Zeitlang das Eiß lecken, wegen Mangel des süssen Wassers, so steigt die erste Rott der Menschen vom Gebirge herab, welche mit

kurz

kurzen scharfen Messern versehen ist, und die andere Rott folget ihnen mit Spitzruthen nach: und so bald sie wahrnehmen, daß die Zobel mit ihren Prätzlein durch die Kälte an das Eiß geheftet sind, wovon sie sich so geschwind nicht loßmachen können, so laufen die erstern von einem zum andern, und geben ihnen Kreuzschnitte über die Köpfe, und die andere Rott hinter ihnen mit Spitzruthen, peitschet so lange auf sie zu, bis die armen Thiere aus ihrer Haut hinaus springen. Mit diesem Vortheil kommen die Häute ganz und unbeschädigt nach Deutschland. Sollte es Jemand unglaubig vorkommen, so wende man die Reisekosten daran, um dergleichen Jagden selbst zu zusehen.

Von einem alten Greiß, der seinen neunzigsten Geburtstag feyerte.

Als er bey Tische saß mit seiner zahlreichen Familie, und andern guten Freunden, hörte er seinen Sohn von seinem Alter reden. Er sagte zu einem der anwesenden Gäste: Neunzigjähriges Alter ist ein schö-

nes Alter, und sehr wenige erreichen es. Mein lieber Sohn! sagte der Vater zu ihm: Ich hätte nicht geglaubt, daß du so schwach im Geiste wärest: Das Alter von vier und zwanzig Jahren, was du hast, ist ein schönes Alter, und nicht das Alter von neunzig Jahren. Wende deine Zeit nützlich an, und ich werde in dir, und in deinen Nachkömmlingen, andere neunzig, und hundert und hundert Jahre mehr leben.

Eine seltsame Begebniß mit einem Liebhaber der Jägerey.

Dieser gieng des Morgens in einem Wald, wo er etliche Stunden lang herumstieg, ohne etwas anzutreffen, worauf er schießen konnte. Er kehrte dann wieder nach Hause. Ehe er aus dem Walde hinaus kam, erblickte er ein Eichhorn, so von einem Ast auf den andern sprang. Er näherte sich dem Baum, und schoß nach diesem Thierlein, und traf es, daß es von oben herabstürzte. Er wollte es nicht aus dem Gesichte lassen, und hielt die Flinte immer aufrecht, bis er glaubte, daß es auf

die

die Erde fallen würde. Er wendete sich augenblicklich, und sah von einer Seite zur andern, und konnte weder das Eichhorn, noch die Spur eines Blutes finden. Er wollte seine Flinte wieder laden: und als er den Hahn aufzog, und die Pulverpfane öffnete, sah er dieses Thierlein aus dem Zündloch heraus schauen. Er erstaunte darüber, und suchte es auf alle mögliche Art heraus zu ziehen: aber man weiß noch nicht, wie es ihm gerathen hat, es lebendig nach Hause zu bringen.

Ein anderer noch seltsamerer Zufall.

Ein Jäger gieng in ein Gebüsch, einen Haasen zu schießen, und er bekam ihn, da er nur etliche Schritte weit hinein gieng. Nach dem Schuß wollte er seine Flinte wieder laden, und auf das Pulver eine Kugel, oder Schrot laden: und er fand nur das Pulverhorn, das er bey sich hatte. Und siehe! da kam ihm ein Hirsch auf etliche Schritte entgegen. Der Jäger kehrte sich von einer Seite zur andern, um einige Steinlein zu finden, konnte aber nichts dergleichen ansichtig

wer-

werden. Endlich erinnerte er sich, in seiner Rocktasche Kirschen zu haben, die er in aller Eil vorsuchte, und aß, und sich der Kern statt der Schröte zur Ladung bediente: und also versehen gieng er auf den Hirschen loß. Er wollte ihn wenigstens blind schießen, weil die Kerne die Schwere nicht hatten, ihm die Beine zu brechen. Nach dem Schuß floh der Hirsch, und man konnte ihn nicht mehr zu Gesichte bringen. Ein Jahr hernach gieng der Jäger in die nämliche Gegend, und siehe! da kam ihm ein Hirsch mit zween Bäumlein auf den Kopf entgegen, den er alsogleich erlegte. Er gieng auf ihn zu, und erblickte auf den Bäumleins zeitige Kirschen, und daraus urtheilte er, daß es eben der Hirsch seyn müste, auf welchen er voriges Jahr geschossen hatte. Er versuchte die Frucht, und bald hernach kam ihm ein Schauder und die Reue an, ein so seltsames, in der Welt noch nie gesehenes Thier erschossen zu haben.

Von einer neuen Barbierart.

In einem Lande, wohin man voriger Zeiten die Uebelthäter mit Strafzeichen zu verwei-

weisen pflegen, kam einst ein Mann von gutem Ansehen in eine Barbierstube, um sich barbieren zu lassen. Der Chyrurgus hatte nur den Lehrjungen zur Hand: er befahl ihm, den Fremden zu bedienen. Dieser setzte sich, und der Jung nahm ihm ganz hurtig die Perücke vom Kopf ab, der Fremde griff aber schnell wieder darnach, und bedeckte den Kopf. Der Jung wurde gewahr, daß er keine Ohren hatte. Er schur ihm den Bart weg, und dachte seinen Theil dabey. Als der Fremde fortgieng, fragte er seinen Lehrmeister, ob er gesehen hätte, daß der Fremde keine Ohren hatte? Der Chyrurgus sagte ihm, um des Fremden seiner Ehre zu schonen: Dieß ist die neueste Mode, mit dem Bart auch die Ohren wegzuscheren: Sie wachsen schon wieder nach. Der einfältige Jung glaubte es, und bald hernach kam ein anderer zum barbieren. Er setzte sich, und der Jung fragte ihn, ob er nach der neuen, oder nach der alten Mode wollte barbiert seyn? Dieser antwortete ihm: Laß dann sehen, was du für eine neue Mode hast? Der Chyrurgus hatte keine Acht auf

ihn: er sah zum Fenster hinaus. Der Jung fieng an, von oben herab zu barbieren, und auf den zweyten oder dritten Schnitt war ein Ohr weg. Der Fremde sprang vom Stuhl auf, und der Chyrurgus, der ihn voller Blut, und das Ohr auf der Erde liegen sah, stellte sich nichts gewisser vor, als daß der Jung sich auf ihn ausreden würde, und nahm daher die Flucht zur Thür hinaus. Der Verwundete folgte ihm mit großem Geschrey nach, in Meynung, daß er an der That Theil haben müsse, weil er so schnell davon lief. Der Jung in seiner Verwirrung eilete ihnen auch nach, mit dem Ohr in der Hand: und hielt endlich den Verwundeten bey einer andern chyrurgischen Stube zurück, und ließ ihm sein Ohr wieder anheften. Der vorausgelaufene Chyrurgus fiel indessen der Stadtwache in die Hände, und bekam einen Hieb über den Kopf, weil er nicht Stand halten wollte. Man brachte ihn in die nämliche Stube zurück zum Verbinden, wo der andere Verwundete war. Als dieser seinen vermeynten Feind erblickte, fieng der Handel aufs neue an. Der Fremde

ergriff ein Scheermesser, und schnitt ihm auch ein Ohr weg. Dessen nahmen sich seine Freunde an, die dem Lärm von aussenher zuliefen. Der Fremde verlohr dann aufs neue das aufgenähte sammt dem andern Ohr: wiewohl er auch heftig um sich herum schnitt, so daß über ein dutzend Ohren auf der Erde herum lagen. Endlich wurde Fried gemacht: die Verwundeten verglichen sich, und der Chyrurgus brachte mit Aufnähung der abgeschnittenen Ohren viele Stunden zu. Das Bewunderungswürdigste dabey war, daß ein jeder seine Ohren gekannt hatte.

Von der Unschuld.

In einer bekannten Stadt in Italien hat sich voriger Zeiten zugetragen, daß ein Metzgerknecht unschuldig zum Tod ist verurtheilet worden. Er war bey guten Freunden bis in die späte Nacht, und da er im vollen Lauf nach Hause eilte, entfiel ihm unvermerkt sein Messer aus der Scheide, so er an der Seite stecken hatte. Er nahm seinen Weg durch eine Gasse, wo kurz vorher ein

ansehnlicher Mann ist ermordet worden: Als er da vorbey lief, folgte ihm eine Rott der Wache auf den Fuß nach, und führte ihn in das Gefängniß. Er kam folgenden Tages zur Verhör. Man brachte das Corpus delicti, das Messer vor Gericht, so man aus des Entleibten seinen Körper heraus gezogen hatte. Man nahm dem gefangenen vermeynten Thäter die leere Scheide von der Seite, steckte das Messer darein, und es schickte sich ganz genau eines in das andere. Die Scheide war von gleicher Länge und Breite, wie das Messer. Der Gefangene wollte sich rechtfertigen, der Rath glaubte aber überflüssigen Beweiß zu haben, und verurtheilte ihn, ohne die That weiter zu untersuchen, zum Tode. Es vergieng kaum eine Stunde, so war das Urtheil an ihn vollzogen. Einige Tage hernach wurde ein Böswicht wegen allerhand Unfug eingebracht, welcher unter andern gestand, daß er der Thäter sey, der den = = = in der = = = Gasse erstochen hatte. Es wurde ihm ein kurzer Proceß gemacht, aber der unschuldige

Metzger wurde dadurch nicht wieder erwecket. Seit dieser widrigen Begebenheit muß das Oberhaupt der Sicherheit dem Rath beysitzen, und das Gedächtniß der Unschuld des Metzgers erneuern, so oft ein Bluturtheil soll gefället werden. Die Uebereilung ist eine gehäßige Stiefmutter der Gerechtigkeit. Ovidius schreibet davon:

Sit piger ad pœnas Princeps, ad præmia velox:
Et doleat, quoties cogitur esse ferox.

Belohn mit offner Hand, sieh auch auf die Verbrechen:
Und strafe mit Bedacht, hab Leid im Urtheil sprechen.

Von einem Medico, der mit einem Recept von drey Buchstaben sich selbst, seine Familie, und über zwey hundert Religiosen in einem Collegio curirt hatte.

Diesem fehlte es an Mitteln, Frau und Kinder zu erhalten. Sein ganzes Einkommen bestand in ein paar hundert Gulden, jährlicher Besoldung, von einem zahlreichen

Collegio in einer Hauptstadt. Er muste fast Tag und Nacht zugegen seyn. Kaum gieng er zum Mittag= oder Nachtessen nach Hause, wurde er gleich wieder gerufen: so daß er nicht einen Augenblick vor sich hatte, andere Kranke in der Stadt zu besuchen. Er gieng einst zu den Obern, und klagte ihnen seine Noth: Sie möchten doch mitleidig seyn: er könnte nicht bestehen mit der Besoldung, die er von ihnen allein hätte. Er habe auf ein Mittel gedacht, so er ihnen vorlegte. Der Obere sah auf einen Blätlein nur drey Buchstaben geschrieben: S. S. S und glaubte daher, daß der Medicus im Kopf unrichtig seyn müsse: Er legte aber diese Buchstaben aus, und sagte: Ich weiß, daß ich mit gescheiden Leuten zu thun habe, welche sich künftig selbst werden helfen können. Das erste S. deutet auf ein Sudoriferum, ein Schwitzpulver: das zweyte auf einen Abtrieb von oben S = = das dritte auf einen Abtrieb von unten S = =. Das erste Mittel wird für jene dienen, welche 2c. das andere für jene, welche 2c. und das dritte Mittel für alle die, welche 2c. sollte ihnen was

auf=

ausserordentliches zustossen, würde er nicht ermangeln zu erscheinen, und ihnen beyzustehen. Dieses Recept wirkte so treflich bey zwey hundert und mehr Religiosen, daß der Medicus in etlichen Monaten kaum einmal ins Collegium ist berufen worden, und er hatte Zeit genug andern Kranken auch beyzustehen: und wie man erzählet, so ist er nach einigen Jahren als ein reicher Mann gestorben.

Vorwurf wegen vielen Trinken, so die Wälschen der deutschen Nation machen.

Das gemeine Volk schwärmt in Italien so gut als in Deutschland. Ein Poet wirft den Deutschen vor:

Germani possunt multos sufferre labores:
O utinam possent tam bene ferre sitim.

Dem Deutschen ist kein Last zu viel: er acht
kein G'fahr, wenn Feinde kriegen:
O wüßt er auch den herben Durst mit gleicher Stärke zu besiegen!

Ein Deutscher antwortete darauf.

Ut nos dulce merum, sic vos venus impro-
ba vexat,
Lex posita est veneri Julia, nulla mero.
Wie euch der Unflat reitzt, so reitzen uns die
Reben:
Euch strafen die Gesetz, die Traub macht frö-
lich leben.

Von einem Mann der allergenauesten Wirthschaft.

Der Geitz hatte ihn also eingenommen, daß er in zween Tagen nur einmal Mittags speisete: und wenn er ein Frühstück nahm, so aß er weder Mittags noch Abends mehr. Er hatte das Geheimniß, ein paar Schuh auf Lebenszeit dauern zu machen. Sonst war er ein gelehrter Mann, und von Jederman geliebt wegen seiner Gelehrsamkeit. Die Schüler ehreten ihn besonders, und fanden sich häufig bey ihm ein. Er brauchte sie zum Abcopiren seiner Schriften, und ermahnte sie gleich beym Eintritt in sein Haus, darauf

zu

zu sehen, daß die Dinte nicht unnütz verschwendet, und auf die i keine Puncta gemacht werden sollten. Ein Practicant fehlete darwider nur einmal im Abschreiben einer Hauptschrift von etlichen Bögen, und die Schrift wurde, wegen einem Punct allein, in Stücke zerrissen. Einsmal überfiel diesen lebendigen Martyrer eine Krankheit, die ihn lange Zeit im Bette hielt. Der Medicus rieth ihn an, daß er auf seinen letzten Willen denken sollte, obschon keine Todesgefahr noch vorhanden wäre. Der Kranke folgte ihm, und ließ einen Practicanten zu sich kommen, dem er das Testament in die Feder dictirte. In Ueberlesung desselben fand er fast alle J punctirt: Und siehe! der Kranke starb gähe vor Heftigkeit des Schmerzens, weil der Practicant im Punctiren so verschwenderisch mit der Dinte war, daß er nicht einmal das Testament hat unterzeichnen können.

Von einem andern eines gleichen Ranges.

Auch dieser kam in seinen Studien auf den letzten Grad der Weisheit. Er liebte auswärtige Correspondenzen, und sah sehr genau auf die reine Schreibart. Er beantwortete keinen Brief, darinn er nicht die orthographischen Fehler vorher verbesserte: Denn er machte sich ein Gewissen daraus, daß solche der Nachwelt sollten unter die Augen kommen, und diese dadurch in den alten Irrthum der unreinen Schreibart verfallen. Nur seine Feder hielt er für regelmäßig. Kurz vor seinem Ende schrieb er einen Tractat von sichtbaren und unsichtbaren Mücken, und bestimmte deren Zahl mit ganz neu erfundenen Ziffern. Das Werk wird seinen Liebaber finden.

Von Bekehrung eines Protestanten zum katholischen Glauben mit Beystand eines Juden.

Dieser machte den Hausjuden bey einem Protestanten, und erwarb sich durch seine Red=

Redlichkeit einl besonders Zutrauen. Einst fand ihn der Jud schwer krank. Er that unterschiedliche Fragen an ihn, und er antwortete ihm auf nichts. Der schlaue Jud muthmaßte aus seinen Bewegungen eine innere Gewissensunruhe. Er gieng näher zum Bette, und fragte ihn ganz liebreich, ob er nicht in seinem Herzen einen Glaubenszweifel hätte? Und eben dieses ist, was mich ängstiget; was wirst du aber mir helfen können, der du ein Jud bist? sagte der Protestant zu ihm. Der Jud antwortete darauf: Trauet mir, mein Herr! ich werde euch nichts verderben. Entschliesset euch die lutherische Lehre zu verlassen. Euer Lehrmeister war ein geiler Mann, und hat sein Heil unflätig verlohren: Ihr werdet ja das Eurige ihm zu Lieb nicht auch verliehren wollen? werdet ein Jude, oder kehret zur katholischen Kirche zurück. Man kann mir nicht widersprechen, daß mein Glaube vor mehr tausend Jahren der wahre Glaube gewesen ist. Unsere Schrift dienet noch den Katholiken zur Richtschnur. Wählet, was ihr wollet, nur den unseligen Lutherglauben

nicht,

nicht, dieser führet in Abgrund. Luther ist von Christo und seiner Lehr abgewichen, da er sich an dem Oberhaupt seiner Kirche rächen, und unflätig leben wollte. Ich glaubte der Lehr Moysis nicht, wenn Moysis lasterhaft gelebt hätte. Und sollte mir je der Gedanke kommen, meinen Glauben zu ändern, so bekennte ich mich zu keinem andern, als zum römisch-katholischen Glauben. Der Protestant starb darüber mit Beystand des Juden als ein wahrer Katholik.

Nichts als das Frauenband die Pastor standhaft hält:
Dieß ist, was ihre Seel, was sie hier sterbend quält.

POETICA

Ad mortem FRANCISCI primi, gloriosissimi Romanorum Imperatoris.

Imperii occubuit Dominator: vespera luxit
Stella Majestati; dux fuit illa Ducis.

FRAN-

FRANCISCUM, corregnantem Regem,
aſtra dederunt:
Poſt ſparſos Flores Cæſar ad aſtra redit.
Paſſum, Auguſte, tuum comitatur gloria:
non plus
Ultra! das Natis ſceptra, quieſce Pater,
Nunc ite ad Joſeph, Florem magnæ Dominantis:
Ille Pater Regnis, Illaque Mater erit.

Poetiſcher Gedanken

Ueber das Ableben Franz des Erſten, glorwürdigſten römiſchen Kaiſers.

Das Römerhaupt entſeelt wir ſchauen:
Der Herrſcher will was Ewigs bauen:
Der Abendſtern hat vorgeleucht.
Franz kam geziert mit Königskron,
Zu ſtreuen Flor auf Oeſtreichs Thron,
Als Kaiſer er anheut verbleicht.

AUGUSTE!

Dir folgen in der güldnen Zeit,
Den du die Zepter haſt bereit:
Ruh Vater in dem Götterreich.
Joſeph tritt auf in deine Stelle,
Thereſens Kayſ'rinn edle Seele,
Zu thronen im Reich und Oeſterreich.

AP-

APPLAUSUS

super Reductionem Silvaticinii in Auſtria.

Condominant Superi: agricolis ſua commoda cedunt
Reges: ter felix Patria, agrumque Patres!
Undique campeſtres reſonant tubæ: alauda reſurgit:
Auſtriacum irradiant ſidera fauſta Polum.
Jam pars, rurali Populo funeſta, ferarum
In ſilvis & agris exanimata jacet.
Stant in corde Duorum, Amor, & Dominatio Regum:
Auſtriæ, & Imperii ſceptra ligata jubent.
Thura ferant Populi: felici accreſce ſub aſtro
Sacra Domus! nulla unquam interitura die.

Fro-

Frölocken
Ueber die Verminderung des Wilds in Oesterreich.

Die Göttermacht regiert die Macht der Weltregenten,
Die Wohlfahrt, Schatz und Freud mit treuen Völkern theiln.
Das Horn auf Angern schallt zur Ehre der Gekrönten:
Die Lerch steigt: Glück und Wohl zu Oest'reichs Throne eil'n.

❖ ❖ ❖

Es liegt im Blut das Wild auf eingepflugten Saamen,
Das sich auf fremder Flur bald da, bald dort genährt.
Zween Zepter sind vereint: Lieb, Herrschaft stehn beysammen:
Auf beyder Gnadenwink sich alls in Freud verkehrt.

❖ ❖ ❖

Gekröntes Furstenhaus! verfolg dein Glücksgeschicke:
Du wirst der Herzenwunsch statt Weihrauch Flammen sehn:
Die Vorsicht ferne weit von dir all Trauerblicke:
Die Sonn im Lerchenreich soll niemals untergehn.

Ænigma.

ÆNIGMA.

Non raro ſtrepitoſa fui, nunc mortua, ubique
Servio cum Imperio, me ſine nemo regit.
Ich lärmte öftermals, bis mich der Tod verwirrt:
Itzt herrſch und diene ich: ohn mich niemand regiert.

* * *
* * * * *

Vivens ſæpe bibi, bibo mortua ſæpius undas:
Amputatis brachiis potio nigra mihi eſt.
Ich trank im Leben oft, mir ſtunden die Flüß offen:
Itzt trinke ich noch mehr, und weis fürwahr nicht was?
Seit dem das Unglück mich, und meine Arm getroffen,
So trink ich bittern Saft aus angeſchwärzten Faß.

Penna ex alis anſerum,
eine Schreibfeder.

Eines geheimen Raths unpartheyische Gedanken über das aufrichtige und gewissenhafte Bedenken von der Frage:

Ob und wie bey so vielen sowohl in offenen Schriften, als in besondern Berichten vorkommenden Klagen gegen die Geistlichkeit und derselben Immunität ein Landsherr im Gewissen schuldig die Hände einzuschlagen.

Auf Verlangen eines großen Hofes verfaßet von einem alten hochverdienten Staats-Ministre

1770.

Nachdem es fast durch den allgemeinen Ruf bestättiget worden, daß Se. Hochwohlgebohr. auf Verlangen ihres durchlauchtigsten Regentens in der höchstwichtigen Frage: Ob und wie bey so vielen sowohl in offenen Schriften, als in besondern Berichten vorkommenden Klagen gegen die Geistlichkeit und derselben Immunität ein Landsherr im Gewissen schuldig, die Hände einzuschlagen? ein Bedenken abgefasset, und dieses gar durch den Druck dem Publico mitgetheilet worden, so ware ich desto begieriger diese Schrift zu Handen zu bekommen, als nach Dero mir bekannten Wissenschaften, Gelehrsamkeit, Erfahrniß und gründlichen Einsicht nur eine solche Aeußerung erwarten konnte, die so besondern Eigenschaften gemäß seye. Ich weiß aber nicht, durch was für einen Zufall es geschehen, daß auch bey fleißigem

Nachsuchen dieses Bedenken (welches hier schon längstens die halbe Stadt durchgelofen seyn solle) nicht zu Gesicht bekommen konnte, vielleicht deßwegen, weil man glaubte, ich werde bloß auf Ihren Namen dieser Schrift meinen Beyfall geben; welches mich eben um so begieriger machte, derselben weiters nachzufragen, sie jedoch ehender nicht, als vor etlichen Tägen erhalten habe. Gedenken Sie nun, mit was für einem Vergnügen ich diese Blätter eröfnet, von welchen der gemeinen Sage nach ein so großer alterfahrner Ministre, mein verehrungswürdiger Gönner, der Autor seyn sollte. Aber ich fande sogleich, daß Se. Hochwohlgebohrn. in unserer Gegend nicht bekannt genug seyn müßen, und ich wurde Ihrem rühmlichsten Carakter viel zu nahe tretten, wenn Dieselbe für dessen Urheber ansehen wollte, da bey mehrmaligem und verträulichem Umgang von Ihrer ganz andern Gedenkungsart vollkommen überzeuget worden. Indessen könnte ich mich wohl dahin bereden lassen, daß ein anderer Staatsmann gern unter Dero Namen seine Gedanken ausgebreitet sahe, um dadurch einen größern Beyfall zu gewinnen.

Sollte

Sollte es nicht der Herr N. seyn, der ehedem bey einem geistl. Hofe nicht ohne Verfolgung gewesen, und nun eine kleine Rachstrahle auf die Geistlichkeit werfen wollte; es machet mir es auch die Schreibart wahrscheinlich, welche viele Belesenheit verrathet, und ist die Sprache nicht gemein, wäre doch auch nur ein und anderes nicht zu viel übertrieben! Aber so gehet es wenn wir uns der harten Fesseln unserer Leidenschaften nicht entschütten können. Hat mir mein Nachbar unrecht gethan, wie kann ich wohl wünschen, daß ihme auch unrecht geschehe! so niederträchtig muß man nicht gedenken, und fordere ich von dem Herrn Verfasser dieses Bedenkens ganz billig, daß er allen Gram aus dem Herzen verbanne, und meine unpartheyische Gedanken darüber mit gesetztem und ruhigem Gemüthe vernehme.

Es ist wahr, daß die Angelegenheit der Religion, den schwersten Theil der Regierungspflichten ausmache, denn die Religion ist die Vormauer des Staats; diese erhebet nicht nur die Herzen aller Menschen zu ihrem allerhöchsten Schöpfer, als Belohner

alles Gutes, und erschröcklichen Richter, sondern weiset den Regenten an seine schwere Pflichten gegen den Unterthanen, und diesen zu dem Gehorsam gegen den Regenten. Dieses schöne Band haltet allein den Staat in einer unzertrennlichen Glückseligkeit. Dahero ließen es sich allezeit die frommen Fürsten so viel angelegen seyn, das Licht des Glaubens in ihren Ländern durch mildreichste Stiftungen einführen zu lassen, und die Geistlichkeit bey allen Verfolgungen, mit ihrer Macht zu schützen.

Nun meinet der Staats-Ministre, also seye auch der Regent im Gewissen schuldig, alle Mittel zu ergreiffen, die zu Erhaltung der von Gott eingesetzten Religion nöthig befunden würden; dieselbe leide aber durch die Geistlichkeit selbsten den härtesten Stoß, da sie die Wahrheit unterdrücket, und bey einer öffentlichen Aergernniß in ihrem Schandleben ungestraft bleiben wolle. Dazu würden solche Kirchendiener bestellt, welche nicht einmal die Fähigkeit haben, das Wort Gottes vorzutragen, also der Blinde gleichsam den Blinden führe;

re;

re; sothanem Unheil zu steuren nichts anders übrig seye, als daß ein mächtiger Landsherr selbst nach der alten Kirchenverfassung in der Hauptstadt einen Erzbischof, und etwann in den Landstädten einige Bischöfe aufstelle, zu deren Unterhaltung aber etliche Stiftungen einziehe.

Demnach will der Herr Ministre behaupten, daß 1) die Kirchendisciplin verfallen, 2) der Clerus durch seine Unwissenheit der Religion den größten Schaden zufüge, und 3) diesem Unrath nicht besser abgeholfen werden könne, als wenn mächtige Landsherren in ihren eigenen Landen Bisthümer aufrichteten, und die Oberaufsicht selbsten über sich nehmen. Ich will nun diese 3. Punkten der Ordnung nach mit aller Bescheidenheit prüfen. 1) Die verfallene Disciplin betreffend, so schreibet der Verfasser des **Bedenkens** sehr anzüglich davon, daß diese Schrift deßwegen von vielen nur eine Schänd- und Schmähschrift genennet wird. Ich muß aber hier dem Herrn Ministre gleich eine überzeugende Probe von meiner unpartheyischen Gedenkungsart ablegen. Es ist,

leider,

leider, nur zu wahr: Mundus in maligno positus. Es sind nicht nur viele Weltliche, sondern auch viele Geistliche recht schlechte Christen. Es ist ein ganz thörichter Wahn einiger angesehener Leuten, daß sie unter dem Pöbel alle Schriftsteller, als Calumnianten ausrufen, wenn sie von den Untugenden der Geistlichen was melden, diese verstehen in der That nicht, wie viel Uebels sie dadurch stiften, denn einer bekannten Wahrheit widerstreben, ist sich selbst bloß stellen. Wer kann auch mit Vernunft dasjenige widersprechen, was alle Geschichtsschreiber und die tägliche Erfahrniß bezeugen. Wird nicht eine so tolle Widersetzlichkeit einen in allem verdächtig machen? Die heilige Kirchenväter haben sich öffentlich über den Verfall der Kirchenzucht längstens beklaget, zu allen, auch zu unsern Zeiten wünschen die frommen Bischöfe, und gottesförchtige Männer, daß diesem Uebel gesteuret werden möchte, wie solle bey solcher Erkenntniß die Sache bey seinem Namen zu nennen schmähsüchtig seyn. Lehret denn unsere Religion dieses, daß man die Laster Tugend, und die Tugend Laster nenne? oder ist es nur klug gehandelt, eine offenbare Miss-

sethat unterdrücken zu wollen. Nie bricht ein Feuer mit größerer Gewalt in Flammen aus, als wenn man die lodernde Glut nur unterdrucken will. Die heilige Schrift erzehlet uns, daß der hohe Priester Aaron ein goldenes Kalb gegossen, welches das jüdische Volk abgötterischer Weis angebettet; wie der hohe Priester Heli seinen Söhnen selbst, an der Thüre des Heiligthums allen Gräuel und den verruchtesten Muthwillen gestattet hat, auch deßwegen von Gott mit dem gähen Tode gestrafet worden ist; wie David, der doch sonst ein Mann nach dem Herzen Gottes ware, in Todschlag und Ehebruch verfallen; wie Salomon, der weiseste unter allen Menschenkindern, von seinen vielen Weibern zu der abscheulichsten Abgötterey verleitet worden, daß er sogar dem Moloch Kinder opferte; wie der Apostelfürst seinen Herrn und Meister schändlicher Weise verläugnet, und hernach die Observanz der gesetzlichen Ceremonien für ein wesentliches Stück des Christenthums ausgegeben, weswegen ihme Paulus ins Gesicht widersprochen hat. Wann ich also nach so vielen untadelhaftn geistlichen und weltlichen Geschichtsschreibern, nach der täglichen

lichen Erfahrniß, nach den Heil. Vätern, nach den Verordnungen der Concilien und gar nach der Heil. Schrift nicht nur schlüssen muß, sondern auch nach deren Exempel sagen darf, daß es allezeit liederliche Geistliche gegeben, wie kann unser Herr Ministre ein Calumniant seyn! aber erlauben Dieselbe, hierinn gehet es zu weit, wenn Sie überhaupt reden, und glauben, die sacri Ordines seyen ein Deckmantel der Lasterthaten. Denn es ist doch nicht in Abrede zu stellen, daß wir unter den Geistlichen viele gottesförchtige Männer und heiligmäßige Leute finden; am allerwenigsten aber kann ich es Ihnen verzeyhen, wenn Sie auf ein gewisses Ort handgreiflich deuten, als liege alldorten die Zucht und Ehrbarkeit gleichsam in Zügen, wo doch des Bischofens auferbäuliches Leben, und sein heiliger Religionseifer reichskündig ist. Komme nur der ehrwürdige Gelehrte mit seinem Folianten, worüber man erstaunen solle, es wird hernach sich erst untersuchen lassen, was wahr seye, oder für ein Schluß daraus gemacht werden könne. Will dann dieses soviel sagen, bey einer Republik, worinn so viele 1000. Handlungen vorkommen, einen Folianten Ausstellungen zu machen?

machen? Dieses wird wohl überall geschehen können, denn einen vollkommenen Staat müßen wir uns nur vorbilden, sonst gibt es keinen, wann wir aber darinn Unvollkommenheiten und Gebrechen sehen, müssen wir nicht sogleich die Schuld auf jene werfen, welchen die Aufsicht oblieget. Der Pfarrer und Beichtvater wurden übel daran seyn, wenn sie die Laster der Pfarr- und Beichtkinder sich zu Last legen lassen sollten, so wenig als die weltliche Obrigkeit das Huren, Ehebrechen, Stehlen, Rauben und Morden abstellen kan, so wenig ist es auch in den Mächten eines Bischofens, Consistorii, und geistlichen Obrigkeit allem Uebel vorzubiegen, und wie verläumderisch und vermessen es wäre, der weltlichen Obrigkeit nachzusagen, daß sie selbst Sünde und Laster hege, so eine große Unbild würde es für ein geistliches Gericht seyn, wenn man demselben so was aufbringen wollte. Es stellten zwar die Gravamina Nationis Germ. dieses aus, daß bey den Geistlichen keine Strafe seye, und man höret noch diese Klagen, aber vielleicht redet man hierinfalls zu viel, dann ich weiß doch verschiedene geistliche Zuchthäuser, deren in allen Diö-

cesen anzutreffen, wo man dergleichen büssende Früchtling findet; und müßen denn allemal gleich die härteste Strafen folgen? Ich lese wenigstens nicht, daß Petrus, da er sogar Christum den Herrn verlaugnet, nur mit Streichen gezüchtiget worden: & flevit amare. O, sind wir doch mit so bußfertigen Thränen zufrieden, und lassen sie auch in Ruhe für uns bethen, daß uns Gott ebenfalls seine Gnad gebe, reumüthig zu seyn, und eine wahre Buß zu thun. Wurden Sie sich nicht mit mir ärgern, wenn heut der Pfarrer auf dem Pranger stünde, oder gar nur in der Kirchen als ein muthwilliger Priester, ich will nicht sagen, vor der ganzen Gemeinde, sondern nur vor den weltlichen Gerichtspersonen mit Worten verwiesen würde; Glauben Sie nicht, daß morgen das ganze Dorf davon zu reden hätte, und das Zutrauen auf den Seelenhirten wurde gefallen seyn, oder hätten Sie den Heil. Petrum nach dem Fall nicht mehr predigen lassen? Kein Vater wird sein Kind, noch weniger das Kind seinen Vater öffentlich beschimpfet sehen wollen, und wird wohl ein vernünftiger Hausvater nur den In-

structor, Præceptor oder Hofmeister vor der Jugend mit Worten bestrafen. Nachdeme nun auch die Geistlichkeit aus ganz vernünftigen Ursachen die öffentliche Strafen vermeidet, so schreyet man aus, als seyen sie bey den größten Lastern gar keinen Strafen unterworfen; auf der andern Seiten heißet es aber wieder, die Geistliche strafen einander recht barbarisch, wie bey einem unlängst sich zugetragenen Casu die Rede gegangen. So gehet es durch einander, strafen sie hart, so ist es nicht recht, strafen sie gelind, so ist keine rechte Kirchenzucht. Gedenken wir nur auf uns Weltliche selbsten, können wir denn allen recht thun, sagt man uns nicht ebenfalls nach: wir lassen die kleine Diebe henken, die große laufen ꝛc. Ist etwan dieses nicht recht, daß wir nicht auch Geistliche unter dem Schwert, und auf dem Rade sehen; Gott bewahre einen Christen dieses zu wünschen, und darauf nur zu gedenken. Jedoch weiß ich auch, daß bey so betrübten Zufällen, die Geistlichkeit sich nicht dagegen gesetzt, wann ein verruchter Sünder aus ihrem Mittel die wohlverdiente Strafe empfangen. Also ist vor ohngefähr 30.

Jahren

Jahren ein Weltpriester degradieret und öffentlich hingerichtet worden, und ich selbst habe vor 12. Jahren über einen gottlosen Mönchen das harte Todsurtheil mit gefället. Einfolglich kann man nicht sagen, daß unter der Geistlichkeit keine Disciplin, keine Strafe, und wenigstens Galgen, Schwert und Rad nur für die Weltliche seyen. Oder verlanget der Herr Ministre noch, daß der Dechant den verruchten Pfarrer, der Abt, Guardian oder Prior den lasterhaften Religiosen verrathen, der weltlichen Obrigkeit selbst übergeben, und gleichsam auf die Richtstatt liefern solle, so gehe derselbe zu den Wilden, und sehe, ob er einen Barbaren von diesen harten Pflichten überzeugen könne, daß gleichsam der Vater des Sohns und der Sohn des Vaters Scherge und Henker seyn solle. Ueber dieses will ich auch noch zugeben, daß mancher der Straf entgehe, davon aber leicht die nämliche Ursachen, wie bey weltlichen Gerichtern angezeiget werden mögen, wo bald der Schuldige aus Uebersehen, bald wegen Abgang einer hinlänglichen Prob dem Gerichtszwang entrinnet. Dieses würde einen üblen Eindruck machen, wenn man solche

Miße-

Mißethäter angezeiget, ihres Verbrechens überwiesen und dennoch dieselbe allezeit ungestraft geblieben wären. Warum laufen aber so viele verkleinerliche Berichte an die weltliche Obrigkeiten und nicht an die geistliche ein? wo doch nach den in Beyseyn der weltlichen Regenten gehaltenen und angenommenen Conciliis so wohl, als nach der ersten Kirchenverfassung das Forum ist. Wer solle sich aber an unbekannten und nicht bey dem rechten Foro angebrachten Berichten stossen, die leicht aus Neid, aus Leidenschaften, und unrichtigen Begriffen herfliessen können? wie mancher würde sich ärgern, wenn sich ein Geistlicher bey einem schönen Mädgen an dem Brunnen aufhaltet, und solle einer gar den Teufel bey seinem Pfarrer sehen, so wurde er ihn mehr als den Teufel selbst förchten. Christus der Herr wurde von dem Geist in die Wüste geführet, daß er vom Teufel versuchet wurde, und der Versucher trate zu ihm. Matth. 4. v. 1. Es setzte sich auch Jesus zum Brunnen, wo ein Samaritanisches Weib ware, und redete mit ihr. Joann. 4. v. 5. Dieses sollte nun mit einem Geistlichen vorgehen, was würden doch

für

für Berichte einlaufen! aber wir sehen klar, daß nicht alles, was übel, und ärgerlich scheinet, auch übel und ärgerlich seye, und auf hinlängliche unbekannte Anzeige ohne Unterschrift, kan niemand verurtheilet werden. Kommt aber eine ordentliche Klage hervor, so wird die geistliche Obrigkeit gewiß ihrem Amt ein Genügen thun.

2) Solle die Religion wegen der Unwissenheit des Cleri in große Gefahr gesetzet seyn. Welches der Ministre damit beweisen will, daß der gemeine Mann, ein Friseur öfters besser, als ein Pfarrer von der Religion zu reden wisse, in den Predigten auf dem Land nicht einmal das Wort Gottes, sondern schlechte Exempel vorkommen, und was dergleichen mehr ꝛc. Allein, ich bin doch überzeuget, daß kein Pfarrer auf das Land gesetzet werde, der nicht die Grundsätze unserer Heil. Religion wisse, und wenn etwann der Ministre aus einer und andern Predigt, die er von ohngefähr in einem Dorf gehöret, auf die Wissenschaft des Pfarrers einen Schluß machen will, so wird jedermann an dessen Richtigkeit zweiflen; dieses gebe ich zu,

daß

daß ihme solche Predigt einfältig vorgekommen, und nicht nach seinem Geschmack gewesen. Es ist aber was anders, vor Ministres und Bauern predigen, und würde etwann ein gelehrter Hofprediger auf dem Land den wenigsten Nutzen schaffen; Es ist nothwendig, daß sich der Redner nach seinen Zuhörern richte, durch Gleichnißen die Sache auf eine blatte und einfältige Art, dem Landmann begreiflich mache. Gute, auferbäuliche Exempel zur Aufmunterung, zur Warnung, und auch nach Erforderniß der Materie zum Schröcken beybringen, ist bey solchen Gelegenheiten wohl gethan. Schon in der heiligen Schrift kommen die Paraboln häufig vor. Wie verfallet aber der Herr Ministre darauf, daß in der Kirchen von solchen Dorfpriestern wohl gar Ketzereyen geprediget worden. Worinn sind wohl die Ketzereyen bestanden? ist der Herr Ministre auch ein Theologus, wie ein Staatsmann, daß er so frey und mit wahrer Einsicht sein Urtheil davon fällen können? sonst sagt man: Es wird gewiß keine Ketzerey aufbringen, und dieses zwar von einem einfältigen Menschen. Die Ketzereyen haben gemeiniglich von

größern Geistern ihren Ursprung. Scherzen wir nicht, diese Materie ist viel zu wichtig, und sage ich Ihnen in allem Ernst, daß mir ein ehrlicher, aufrichtiger, auferbäulicher Dorfpfarrer (der nur die nöthige Glaubensartikel, woran bey keinem zu zweifeln, auf eine blatte Art vorzutragen weiß) viel lieber als ein Doctor sorbonicus, der mit hochtrabenden Worten seine Weißheit auf der Kanzel zeigen wollte. Freylich findet man viele Leute auf dem Lande, auch in den Städten, die in der Religion nicht unterrichtet sind, es wird sich aber bey genauer Untersuchung äussern, daß die Seelsorger daran keine Schuld haben. Demnach gehet der Herr Ministre noch weiter, und will der Welt weiß machen, als seye die Unwissenheit ein depositum des Cleri überhaupt, und schonet auch den heiligsten Vater nicht, weil die Königin Christina gesagt habe; sie kenne etliche Päbste, und keiner habe einen mittelmäßigen Menschenverstand gehabt. Mich wundert in der That, daß derselbe darinn eine Force setze, welches geflißentlich mit noch mehrern übergehe, worinn mich weitschichtiger aufhalten könnte, und vielleicht auch sollte, wenn ich

mir

mir vorgenommen hätte, eine ausführliche Abhandlung in dieser Sache zu machen. Bleiben Sie hier nur ein wenig mit mir still stehen. Die Regenten im geistlichen und weltlichen Staat gibt uns der große Gott, bey den Weltlichen nach der Geburt, und bey den Geistlichen nach der Wahl. Ich erinnere mich einer Begebenheit, daß sich ein General bey der Tafel eines Cardinals in Teutschland etwann unter dem Trunk vergaße, wo er seye, hiemit unter andern auch ganz frey von den Wahlen der Bischöfe redete, daß es nur darauf ankomme, ob einer viele Vettern und Anverwandte im Capitel habe, oder sonst die Capitularen sich verbindlich machen könne, worauf der Cardinal also in die Rede fiele: Herr General, wie wunderbarlich und durch viele Nebenwege sind Sie doch zu ihrer Würde gekommen, haben Sie deßwegen nicht hernach trefliche Dienste geleistet. Denken wir nur nach, mannigmal kommt durch die Geburt ein weltlicher, durch die Wahl ein geistlicher Fürst, damit mit Ihnen ganz aufrichtig rede, von mittelmäßigem Menschenverstand zur Regierung, und dieser würket mehr gutes, als der Witzige. Lese man doch die

Geschichte, es werden sich davon ganz überzeugende Proben finden. Wir hatten gelehrte und ungelehrte Päbste, gelehrte und ungelehrte geistliche und weltliche Regenten, die besten waren allezeit die Fromme und Gewissenhafte. Weder ein geistlicher noch ein weltlicher Regent kann alles übersehen, wenn er auch die Vernunft von dem weisen Salomon hätte, er muß sich berichten lassen; und in der Regierung Gehilfen haben, ist der Landsherr in deren Wahl unglücklich, so kann es freylich nicht recht hergehen. Wann, und wo hat aber ein Bischof so ein schlechte Wahl getroffen, daß seine geistliche Räthe einem nichtswürdigen Priester Unterschleif gegeben, und denselben bey ärgerlicher Aufführung geschützet haben. Wann, und wo hat sich ein Bischof selbst in solchen Stücken verdächtig gemacht? Herr Ministre! Sie verstehen selbsten, daß man sich gegen die Justitiam distributivam viel schwerer, als gegen die Justitiam commutativam versündige; denn jene ziehet die förchterliche peccata caudata nach sich, und ist illa læsa keine Restitution möglich, hac læsa können 1000. Ducaten mehr, oder weniger aushelfen. Setzen Sie nun,

man

man überzeuge einen weltlichen Regenten, in seinem Justitzrath liege Recht und Gerechtigkeit auf einem Würfelspiel, weil ein halb Dutzend, oder nur ein Rath nicht verstehe, warum er ja oder nein votire, hiemit auf einen coup d'Hazard ankomme. Nicht wahr, der Landsherr wird ehender seinem Beutel wehe thun und aus diesen Diis minorum gentium Invaliden machen, als daß er das Publicum an Recht und Gerechtigkeit bekränket lasse, wo in Ewigkeit keine indemnisation geschehen kann. Wie können Sie nun vernünftiger Weise glauben, daß ein Bischof, oder seine geistliche Räthe einen Pfarrer, der als untüchtig, oder ärgerlich überwiesen wird, cum periculo animarum fidelium gedulden und ungestrafet lassen sollte? was sollte sie doch dazu bewegen? Ich könnte mir per rerum naturam keine andere Ursach beyfallen lassen, als wegen dem point d'honneur, weil sie solches Subjectum gesetzet haben. Wie kann sich aber jemand einen solchen Landsherrn, solchen Bischofen, so gelehrte und geistliche Räthe im Traum erscheinen lassen, die das gottlose Principium hätten; Sie können nicht fehlen, das Wohl des Publici,

lici, und das Heil der Seelen, und die Ehre Gottes müsse der ihrigen nachgesetzet werden. Wer hat denn noch in der Welt gelehret, daß die Ehre dadurch leide, wenn Fehler verbesseret werden. Kann wohl ein Regent größer seyn, als derjenige, welcher sogleich auf guten Bericht lieber gefehlt haben, als das Publicum oder auch nur einen Privatum leiden lassen wolle. In solchen Stücken muß sich ja ein großer Geist von einem niederträchtigen entscheiden. Fürsten bleiben Menschen, sie seyen geistlich oder weltlich. Der beste Hausvater übersihet oftwas in seiner kleinen Haushaltung, wie viel leichter ist einem Landsregenten in so großem Umfang was zu verzeihen. Wie kann auch der Bischof jeden Pfarrer, Vicarium, Cooperatorem selbst examiniren, auf seine Sitten beständig acht geben, so wenig der weltliche Regent auf seine Räthe, Pfleger ꝛc.

Ist was menschliches hierinnfalls in utraque republica vorgegangen, so zeige man es an, nicht tecto nomine, es wird gewiß abgeholfen werden, man darf schon die Unbilligkeit, die Aergerniß frey vorstellen; Unsere

Lands=

Landsherren sind ja keine Herodes, daß man nicht sagen könnte: non licet. Dieses aber hätte ich mir nicht einfallen lassen können, daß der Herr Ministre sich gar einbilde, es seye in utroque Clero ein Abgang von tüchtigen Subjectis. Wie kann doch dieses ein so gelehrter Staatsmann, ein Gönner und Kenner der Gelehrten der Welt vorspiegeln wollen? Wie leicht kann ein Correspondent nach dem Genie eines Ministre schreiben: In unserer Diöces hat sich weder bey dem Consistorio, noch bey der Facultate theologica jemand vorgefunden, welcher den Febroni und Lochenstein hätte refutiren können? hat denn dieser Ministre gleich ein solches Compliment für baares Geld annehmen und glauben müssen, daß solcher nach wahrer Beschaffenheit von der Sache urtheile? mir wären schon solche Ausdrückungen sehr gehäßig und verdächtig gewesen, denn ich weiß kein Land in der Welt, wo lauter Ignoranten oder lauter Gelehrte seyen, und habe auch auf meinen verschiedenen Reisen kein Land gesehen, wo ich nicht Gelehrte angetroffen hätte. Diese Diöces aber, wo so viele gelehrte Männer erzogen worden, welche die vornehmste Posten

bey den anſehnlichſten Höfen begleiten, därfte den mindeſten Abgang an Gelehrten haben. Warum aber in ſolchen Gegenden auch diejenige (welche der Sache genug gewachſen wären) nicht allemal zur Feder greifen, davon ſollte ja dem Herrn Miniſtre, als einem alten und erfahrnen Staatsmann mehr als eine Urſach beyfallen. Wegen dem Convertiten weiß faſt nicht, was ich noch ſagen ſolle, da aus vorherigem erhellet, daß man ſeines Beyſtands nicht gebrauchet hätte; und wäre derſelbe deßwegen berufen worden, ſo müßen ja ſeine Dienſte und Arbeiten hierinnfalls aufgezeiget werden können. Ich habe aber nichts geſehen, noch will jemand was davon bekannt ſeyn. Hiemit ſind dann die bittere Vorwürfe wegen der zerfallenen Kirchendiſciplin und wegen der Unwiſſenheit des Cleri ſtandhaft abgelehnet.

3) Will demnach der Herr Miniſtre, daß die mächtige Landsherren wegen der zerfallenen Kirchendiſciplin und der dahero gekommenen Aergerniß ſowol, als der großen Unwiſſenheit der Geiſtlichkeit in ihren Provinzen Bisthümer aufrichten und darüber ſelbſt die Ober-

auf-

auffsicht nehmen sollten. Gleichwiel aber das Supposítum wegen der durchaus oder grösfern Theils verdorbenen Kirchenzucht und vorgegebenen Ignoranz bey dem Clero hinwegfallt, auch die Denominatio a potiori und keineswegs von einem und andern nichtswürdigen Subjecto genommen werden muß, so ist der auf diesen nichtigen Vorwand gebaute neue Kirchensprengel ohne Grund. Sollte ein jeder Gelehrter, Weltgeistlicher, oder Religios Bücher schreiben, so würde etwann der Ministre sagen, sie sollen nach ihrer alten Einsetzung bey der vita contemplativa, bey ihrem Amt oder Seelsorge bleiben. Wenn man will, so ist allezeit was auszustellen. Mit neuen in eigenen Landen eingeführten Bisthümern wird nach des Herrn Mini-stre Entwurf alles gut gehen. Gibt es aber unter dem Kirchsprengel der Bischöfen in den Residenzstädten bey der Geistlichkeit keine Ausgelassene und Unwissende? solle ein von Hofe abhangender Bischof, bey täglich gehäuften und mächtigen Recommendationen auch fast gebundenen Händen besser die Kirchenzucht unterhalten können, als ein freyer unabhangender Oberhirt, der nicht so leicht

Respectum Personarum vor Augen hat. Der Ministre glaubet: wir würden lauter große Bossuet, Fenelon und de Marca haben, wenn die Landsherren die Bischöfe zu setzen hätten. Sollte er wohl was an unseren Bischöfen zu diesen Zeiten auszusetzen haben, da Teutschland, wie andere Staaten, recht gelehrte, würdige, und gottesförchtige Oberhäupter in der Kirchen verehret. Und muß nur ein gelbsichtiger Neid, ein blinder Haß aufbringen: als seye alles so schlecht bestellt, daß wir wiederum einen Zerfall in der Kirchen zu beförchten. Wie Gott seine Gemeinde heimsuchen wolle, ist Ihme allein bewußt. Der Herr Ministre wird doch mit den Kirchenvätern der ersten Jahrhunderten zufriden seyn, und waren nicht allezeit Ketzereyen unter so frommen, heiligen und gottesförchtigen Männern, daß die Reformation allein von der zerfallenen Kirchendisciplin ihren Ursprung genommen, wird kein vernünftiger Protestant sagen, denn wenn dieses wäre, so hätte nur reformatio disciplinæ & morum vorgehen müßen, und nicht wesentliche Glaubensartikel umgeworfen werden sollen. Dieses Stuck halt dem Herrn Ministre noch im Kopf, daß die weltliche catholi-

tholische Landsherren auch zu den geistlichen Gütern hätten greifen sollen. Also ärgeret er sich über die in Gott ruhende fromme Fürsten, daß sie den Degen für die Religion gezogen. Denn es sollten unlaugbar diese nach den protestantischen Principiis unterdrücket seyn, und dennoch mag der Herr Verfasser des Bedenkens vorgeben sie haben Gut und Blut nicht für die Religion, sondern für die geistliche Güter aufgeopferet. Gesetzt auch es wäre dieses, sollte es was unrechtes seyn, mit andern ein Bündniß einzugehen, um bey dem seinigen geschützet zu seyn. Niemand ist in seinen wohlhergebrachten Rechten zu kränken, weder der Geistliche noch der Weltliche. Am wenigsten aber mag die Ursach seyn, einem Bischof die Diöces in seinen eigenen Landen einzuschränken, wo wird dieses hinauslaufen, wenn ein jeder Landherr seinen eignen Bischof haben wollte, wird nicht aus nämlichen Grundsätzen noch ein jeder Landcavalier dahin berechtiget zu seyn, wenigstens sich einbilden? Hier bleibe der Herr Ministre stehen, und überlege die Folgen. Es ist zwar nichts seltsames, daß die Diöcesen gewaltige Veränderungen gelitten. Also solle nach Worms

ein

ein Erzbisthum verleget worden seyn, bis Maynz wiederum seine vorige Würde erhalten. Cointii annal. Eccl. ad an. CCCCLV. n. 14. Das Bisthum von Windisch, ehemalens einer großen Stadt, nun einem kleinen Flecken in der Schweiz, ist nach Constanz gekommen, cit. Cointius ad an. DXLIX. n. 52. Der erste bischöfliche Sitz ware nicht zu Paderborn, sondern zu Heerstall. Schatenii annal. Paderborn. P. 1. p. 29. Das Bisthum Hildesheim solle zuvor zu Elzen an der Leyne gewesen seyn. Halberstadt zu Osterwich, oder nach Meinung Cointii ad ann. DCCCXX. zu Seligenstadt. Das Bisthum zu Lüttich ist zuvor zu Tongern, und zu Utrecht gewesen. Cointius ad an. DCCXXI. n. 39. DCCLXXVII. n. 23. Der Bischof von Cambray stunde sonst unter dem Bischofen von Rheims, Paulus IV. hat ihn aber an. 1559. zum Erzbischofen erhoben, vid. Bulla in Aubert. Miræi oper T. 1. p. 422. und wurden ihme die Bischöffe von Namur und Dornick unterworfen, die ebenfalls Suffraganei von Rheims gewesen. Brixen ware zu Sabiona. Das Erzbisthum Hamburg ist an. 852. mit Bremen vereiniget worden. Magdeburg ist unter Halberstädtischer

Diöces

Diöces gewesen und hernach gar ein Erzbis-thum dort aufgerichtet worden, welchem die Bischöffe von Brandenburg und Havelsberg zuvor unter Maynz als Suffraganei unterge-ben worden. Das an. 965. zu Colberg gestifte Bisthum, kame im XII Sec. nach Julin, endlich an. 1175. nach Camin, und könnte ich noch mehr dergleichen Beyspiel beybringen, daß einiger Erz- und Bischöffen Diöcesen erweitert, vermindert, übertragen, andere eximiret, exempti wieder andern unterworfen worden 22. Allein es ist wohl dabey zu erwegen, daß es entweder allezeit mit Einwilligung derjenigen geschehen, welche dabey ihr Interesse hatten, oder wegen ganz unvermeidentlichen Umständen. Es ist auch weder nutzbar, noch (wie der Herr Ministre meynet) so leicht thunlich, eine alte Kirchenverfassung über den Haufen zu werfen. Wenn ein Monarch in der Welt keinen Statum in Statu leiden will, so ist es gewiß Frankreich, und demnach hat der König bey den Westphälischen Friedenstractaten, wo man doch fast in allem nachgeben müßen, wohl eingesehen, daß die alte Kirchenverfassung nicht umzustossen seye, dahero auch die an diese Cron abgetret-

tene Bisthümer Metz, Tullu, und Verdun unter dem Kirchensprengel des Churfürsteus und Erzbischofens von Trier geblieben sind. Wir leben noch diese Zeiten, wo die weltliche Regenten diese Wahrheiten erkennen, und würden in diesem Seculo an vielen Orten so große Veränderungen nicht vorgefallen seyn, wenn nur der Geist des Zwietrachts unter den weltlichen Regenten und dem Priesterthum ohne alle Ursach von einigen Uebelgesinnten aus eigennützigen Absichten nicht unterhalten würde. Man suchet alles auf, und will Nebendinge sogar mit der Religion vermischen. Wenn es dem Ministre pur um den Zerfall der Religion zu thun ist, warum menget er denn sogar die Titulaturen ein. Derselbe muß ja als ein Staatsmann wissen, wo die Titulaturen und das Ceremoniale den Ursprung her haben. Ich will hier nur dieses erinneren, daß die Weltliche unter sich und gegen die hohe Geistlichkeit von undenklichen Zeiten ein Ceremoniale hergebracht haben; Sollen vielleicht dieselbe die geistliche Fürsten nicht ehren? so gar die Heyden ehrten ihre Götzendiener, und die heydnische Könige hielten das Priesterthum so hoch, daß sie Pontifices maximi

ximi seyn wollten. Lassen wir uns nicht durch die Türken beschämen. Der Großsultan stehet vor dem Mufti auf und grüßet ihn mit Neigung des Haupts, welche Ehre niemand sonst im Reich geschiehet. Nun sage ich, wer nur halb Menschenverstand hat, muß aus diesem, was kurz hier erinnert habe, überzeuget seyn, daß der gelehrte Herr Ministre vieles übertrieben. Zuletzt will ich die Hauptursache mit etlichen Zeilen wiederholen, daß nämlich der Zerfall der Kirchendisciplin überhaupt nicht erwisen, man aber doch durch Strafen eine Zucht, so viel möglich, beyzubehalten beflißen seye; diese kann freylich manchmal dem Verbrechen, wie neulich die Rede gegangen, nicht gemessen gewesen seyn, aber daraus siehet man doch, daß die Fehler nicht ungestraft bleiben. Was ist es aber vor eine Nothwendigkeit, daß man immer die Gebrechen der Geistlichen ausposaune. Hätte es wohl der Ministre gern, wenn man z. E. seinen Sohn, Vettern ꝛc. in der Welt blamirte, und seine Familie dadurch prostituiren wollte. Zu was? und was für üble Folgen ziehet dieses wegen der Geistlichkeit bey dem gemeinen Mann nach sich. 2) Weiß es jedermann, wie viele gelehr-

te

te Schriften wir utrique Clero zu danken haben, einfolglich widerleget ſich der Einwurf wegen der Unwiſſenheit von ſelbſt, und iſt 3) die natürliche Folge, daß wir deßwegen keiner neuen Einrichtung bedarfen, die nach meinen unpartheyiſchen Gedanken weder nutzlich, nöthig, thunlich, noch dem Landsherrn ſelbſt zu rathen iſt, wie hinlänglich gezeiget worden, und leicht weitſchichtiger vor Augen geleget werden könnte. Es würde auch wohl der Mühe werth ſeyn, daß einer die viele, ſchöne, und wichtige Sätze mit mehreren ausführe. Mein Beruf will es nicht ſeyn, einen Schriftſteller abzugeben, dahero nur Sr. Hochwohlgebohrn. mit dieſen Zeilen in kurzem meine Gedanken eröffnen und nach dero billigen Gedenkungsart zu überlegen geben wollen, der mich ferner zu Dero Gnaden und Wohlgewogenheit empfehle ꝛc.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Etwas zum Vergnügen und Unterricht

Straßburg 1768

L.eleg.m. 352
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576108-5
VD18 14459094-001